13: Seeland RX2 Gilyak

RUSSISCHE REVUE

MONATSSCHRIFT

FÜR DIE KUNDE RUSSLANDS

Herausgegeben

von

Carl Röttger

XXI. BAND

ST. PETERSBURG
Kaiserliche Hofbuchhandlung H. SCHMITZDORFF
(CARL RÖTTGER)
1882

[Title page]

Die Ghiliaken.

Eine ethnographische Skizze.

Von
Dr. N. Seeland.

Da über die Ghiliaken bis jetzt Weniges veröffentlicht worden ist, so benutzte ich meinen mehrjährigen Aufenthalt im Amurlande, um dieses Völkchen näher zu studiren. Ein jedes Volk ist sowohl an sich, als auch im Sinne eines Materials für die höhere Wissenschaft des Menschen von Interesse. Wenn der Ethnologe von Fach auch in dieser Skizze Einiges finden sollte, was zu solchen vergleichenden Studien zu verwerthen wäre, so würde mir dies zur vollkommenen Genugthuung gereichen.

Was dem Leser hier vorgeführt wird, beruht hauptsächlich auf meinen eigenen Erfahrungen und Untersuchungen, theilweise auch auf Notizen, die ich bei solchen Russen, welche mit den Ghiliaken in häufige Berührung kamen, sammelte. Dabei sorgte ich dafür, immer Mehrere zugleich über ein und dasselbe zu befragen, um meiner Sache sicherer zu sein. Gewöhnlich waren übrigens die Aussagen übereinstimmend[1].

I. Geographische Verbreitung und Kopfzahl.

Der zur mongolischen Race gehörende Volksstamm der Ghiliaken[2] lebt theils auf der Insel Sachalin, theils auf dem Kontinent des Küstengebiets Ostsibiriens, d. h. am unteren Amur und an der, der Mündung dieses Flusses zunächst liegenden Meeresküste, ferner in der Dekastrie- und Kaiserbai. In letzterer kommen die Ghiliaken übrigens schon spärlich und mehr temporär vor. Auf Sachalin bewohnen sie die nördliche Hälfte, besonders das Thal des Flusses Timm, die westliche und östliche Küste. Je nachdem, wo der Fisch-

[1] Was ich hier über die Ghiliaken der Insel Sachalin mittheile, mit denen ich persönlich wenig in Berührung gekommen bin, verdanke ich zum grossen Theile einem dortigen Arzte, Hrn. Dr. A. Lebedew.

[2] Gewöhnlich wird das Wort *Giliaken* geschrieben, da jedoch, das g hart ausgesprochen werden muss, so setzte ich ein h dazu.

[p. 97]

fang gerade ergiebiger ist, halten sie sich im Sommer bald hier, bald da auf, kehren aber zum Winter immer in ihre Dörfer zurück.

Am unteren Amur leben die eigentlichen Ghiliaken nur bis zum Dorfe Bogorodskoje, 150 Werst stromaufwärts von der Stadt Nikolajewsk. Von Bogorodskoje bis zum Nebenfluss des Amurs Gorin, also ungefähr bis zum 51° NB. lebt ein Volk, welches gewissermaassen als Mittelding zwischen Ghiliaken und Golden gelten kann. Sie selbst nennen sich *Manguni*[1], bisweilen auch *Chedé*. Ersteres bedeutend *Flussmenschen*, letzteres *die Unteren*. Die Russen halten sie übrigens schlechtweg für Ghiliaken und kennen keinen anderen Namen. Jenseits des Gorin beginnen die *Golden*, die übrigens auch schon zerstreut unter den Mangunen-Ghiliaken vorkommen. Die letzteren unterscheiden sich von den Golden durch einige äussere Züge und Gebräuche, von den eigentlichen Ghiliaken aber durch die Art der Leichenbestattung und die Sprache, welche Nichts, als die einigermaassen modifizirte Sprache der Golden ist. Unter diesen Mangunen oder — wie sie im Lande gewöhnlich heissen — *Ssofiiskischen Ghiliaken* (von dem Städtchen Ssofiisk am Amur) halten sich hier und da auch nomadisirende Orotschonen und Tungusen auf.

An dem Flusse *Amgun*, welcher sich am sogen. *Tir*, etwa 80 W. oberhalb Nikolajewsk, von der linken Seite in den Amur ergiesst, leben die sogenannten *Nigidaier*, welche für ein Mischvolk von Ghiliaken und Tungusen gehalten werden und die Tungusensprache sprechen. In ihrer Lebensart gleichen sie eher den Ghiliaken, welche dieselben aber nicht für die ihrigen anerkennen.

Schliesslich verhält es sich so: 1) Die Vollblutghiliaken leben auf Sachalin (nördliche Hälfte), an der Küste des Kontinents und am Amur bis Bogorodskoje; doch zerfallen sie in 2 Untergruppen, von denen die der Inselghiliaken sich von der kontinentalen durch nicht sehr bedeutende Unterschiede in der Sprache und durch die Art des Häuserbauens unterscheidet. 2) Die 2. Gruppe sind die Mangunen, welche wahrscheinlich ein Mischvolk von Ghiliaken und Golden sind, mit den Letzteren aber wenig mehr als die Sprache gemein haben. 3) Die 3. Gruppe der Nigidaier ist den Ghiliaken schon nicht so nahe verwandt, wesshalb ihrer in dieser Arbeit überhaupt nicht mehr gedacht werden wird.

Seit wann die Ghiliaken ihre jetzigen Wohnsitze behaupten, ist

[1] *Uni* bedeutet in der Sprache der Golden — Fluss. Der Name *Amur* scheint aus der ebenfalls goldischen Benennung des Wassers — *Mu* gemacht zu sein.

unbekannt, doch lässt sich vermuthen, dass sie von Sachalin aus nach dem Festlande kamen.

Die Golden halten sich für ursprüngliche Bewohner des Amurlandes, unter den Ghiliaken aber hört man bisweilen die Voraussetzung, dass sie früher sämmtlich auf Sachalin gewesen wären. In der That, wäre das Umgekehrte der Fall, so hätten die sachalinschen Ghiliaken wahrscheinlich den vollständigeren Typus des Wohnhauses, der auf dem Festlande sowohl bei Golden als Mandschuren üblich ist, mitgenommen. Wahrscheinlicher ist es, dass die ersten Ghiliaken, die nach dem Festlande auswanderten, von den Golden sowohl die Art des Bauens, als die Sprache annahmen, die Späteren aber, die zu dem Mutterlande in näherer Beziehung blieben, zwar auch die Bauart der Golden und Mandschuren adoptirten, aber ihre Sprache beibehielten.

Die Russen lernten die Ghiliaken schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts kennen, als die ersten kühnen russischen Pioniere den Amur entlang zogen. Es soll damals mitunter auch zu blutigen Feindseligkeiten gekommen sein. Die Ghiliaken selbst wissen übrigens davon Nichts mehr, es sei denn, dass sich darüber Etwas in spärlichen, nur von Wenigen gekannten Legenden vorfände. Die Mehrzahl weiss Nichts von der eigenen Geschichte und es gelang mir nicht einmal zu erfragen, ob nicht irgendwo unter ihnen Jemand lebe, der von der Vorzeit Etwas zu erzählen wüsste.

Die *Kopfzahl* der Ghiliaken kann nur annähernd bestimmt werden, da dies Volk bis jetzt nicht einmal Jassak zahlt, und daher keine amtliche Beobachtungen über die Bevölkerungsbewegung angestellt werden. Nach den Taxationen der Isprawniks (Amtmänner) beläuft sich die Zahl der Ghiliaken des Nikolajew'schen Kreises,[1] die von Kastrie- und Kaiserbai zusammen auf circa 4 000, die des Ssofiiskischen Kreises[2] auf 1 000. Was Sachalin betrifft, so gibt es dort keine Isprawniks, doch habe ich statt ihrer die fahrenden Pelzhändler befragt, denen ihr Geschäft am Ende eher, als das der Isprawniks ein Interesse für diese Frage einflösst. Ihrer Ansicht zufolge mögen auf Sachalin gegen 3 000 Ghiliaken sein. Das ganze Ghiliakenvolk (die Nigidaier ausgeschlossen), wird sich demnach auf 8000 Seelen belaufen. Ich glaube, dass die Zahl nicht zu gross ist, denn obgleich die Ghiliakendörfer klein und von winzigem Ansehen sind, so sind

[1] Von der Küste stromaufwärts bis Marinsk (270 Werst von Nikolajewsk).
[2] Von Marinsk bis zum Garin.

sie verhältnissmässig stark bevölkert. Im Durchschnitt kann man annehmen, dass ein Haus nicht unter 12—15 Menschen birgt. Nach einer annähernden Berechnung, die ich im Jahre 1880 machte, kamen schon auf 9 Dörfer, die sich von der Küste bis zum Dorfe *Waida* (30 Werst oberhalb Nikolajewsk) hinziehen, gegen 900 Menschen.

Von den beiden Geschlechtern ist das weibliche schwächer vertreten, so viel man nach einigen Beispielen urtheilen kann. So waren unter 90 pünktlich gezählten Ghiliaken[1] 50 männlichen und 40 weiblichen Geschlechts. Auch bei anderen primitiven Völkerschaften Russlands ist bekanntlich ein Aehnliches konstatirt worden. Was die Vertheilung der Altersklassen betrifft, so scheint das Kindesalter zwar nicht stark, aber auch nicht gerade sehr schwach vertreten zu sein. Kinderreiche Familien, wie sie sich häufig bei den hier angesiedelten Russen finden, trifft man bei den Ghiliaken gar nicht. Immerhin muss die Geburtenziffer nicht so schwach sein, dass man in ihr eine Ursache der Abnahme dieses Volk's suchen könnte. Unter 240, verschiedenen Dörfern angehörigen Ghiliaken beiderlei Geschlechts fand ich z. B. 1/3 Kinder von 0—10 Jahren, was also ungefähr den Verhältnissen von Westeuropa gleichkommt.

Obgleich nun für eine regelrechte Statistik des Ghiliakenvolks eigentlich noch Nichts gethan ist, so herrscht dennoch kein Zweifel darüber, dass es seit der russischen Okkupation des Landes bedeutend abgenommen hat. Manche Dörfer sind jetzt halb so gross, als früher. Hier wiederholt sich also dieselbe traurige Erscheinung, die man auch in andern Ländern beobachtet, wo Kultur und Naturzustand aneinander stossen. Der näheren Ursachen dieser Abnahme werde ich später gedenken.

II. Das Land der Ghiliaken.

Das untere Amurthal und Sachalin sind Gebirgsländer. Die Bergketten des Festlandes gehören zu dem sogenannten Tatarengebirge *Sichoté-Alin*, welches die Strecke zwischen dem untern Amurabschnitt, dem Ussuri und dem Meere anfüllt. Der Amur, dessen unteres Drittel nordöstlich fliesst, wird hier noch riesiger, als oben. Er ist 1 1/2 Werst breit, die Tiefe ist verschieden, doch können hier auch bei niederem Wasserstand grosse Flussdampfer ungehindert auf und ab gehen. Bei Nikolajewsk (60 Werst vom Meere) liegen Seeschiffe, die nicht über 12—14 Fuss Tiefgang haben, vor Anker, es

[1] Diese Zählung bezog sich auf die Bevölkerung der Häuser, bei denen man auf dem Winterwege nach Sachalin anhält, nämlich in den Dörfern vom *Wassin Miss* bis *Tschimi*.

könnten aber auch die allergrössten einlaufen, wenn sie nicht durch eine kurze, seichte Strecke (Barre) aufgehalten würden. Bei stürmischem Wetter hat der Amur so hohe Wellen, dass sich dann die Flussdampfer am Ufer bergen müssen, und man kann seekrank werden, wie auf hoher See. Die Strömung in der Mitte des Flusses ist reissend. Das Wasser ist hier im Allgemeinen rein und frei von mechanisch beigemengten Theilchen[1], dabei sehr weich[2].

Der Amur nimmt von beiden Seiten eine Menge Flüsse und Flüsschen auf, an vielen Orten bildet er weite Flussarme und seichte Inseln. Der allgemeine Charakter des Landes ist der einer majestätischen Wildniss. Die Berge treten an den Ufern bald als nackte graue Felsen, bald als grüne Hügel hervor; weiter in's Land hinein ziehen sie terrassen- oder kettenförmig hin, wobei die Gipfel meist nicht über 1 000—1 500 Fuss erreichen. Das Ganze ist von unübersehbaren, dunkelgrünen Waldungen bedeckt. Nur hier und da wird die Stille und Einsamkeit der Wildniss durch Bilder und Töne des Menschen- und Thierlebens belebt. An vereinzelten, hochgelegenen Uferstellen liegen russische, von Saatfeldern und Küchengärten umgürtete Dörfer. An niedern Stellen, am Fusse eines Berges schmiegen sich unscheinbare Ghiliakendörfchen, umgeben von Schwärmen kläffender Hunde. Bisweilen eilt ein lärmender Dampfer oder gleitet eine russische Barke oder ein ghiliakisches Ruderboot vorbei. Hier und da erscheint ein unbeweglicher Reiher am Ufer, oder schwimmt ein Adler in der Höhe, im Wasser plätschert ein Fisch auf, oder es taucht der schneeweisse Leib des Delphins aus den Wellen, um sogleich wieder zu verschwinden. Im Ganzen jedoch verräth sich die reiche Thierwelt dem Wanderer hier nicht so häufig, wie er dies erwartet hätte und wie dies an gewissen Orten (z. B. längs der Sungatscha, einem Nebenfluss des Ussuri) der Fall ist.

Im Innern der Wälder herrscht der balsamische Duft der Tanne und Lärche, stellenweise zieht einem der scharfe Geruch des Sumpfforstes (Ledum palustre) entgegen. Die Stille des Waldes wird vom Rauschen des Laubes, vom Knarren der Aeste, vom Murmeln der Bäche, vom Rollen der hinabgleitenden Steine unterbrochen. Nur

[1] Der mittlere Amurabschnitt dagegen führt, besonders bei der Mündung des Sungari, viel erdige Bestandtheile, welche sich nur allmälig zu Boden senken.

[2] Nach meinen Analysen (Sitzungsberichte der Aerztlichen Gesellschaft Ostsibiriens für 1879) enthält das Wasser aus der Mitte des Flusses gegenüber Nikolajewsk nur 0,050 bis 0,053 gelöste Bestandtheile auf 1 Lit., davon 0,03? unorganische. Die Härte ist bloss 2° nach der franz. Scala.

hier und da lässt sich das Zwitschern eines Singvogels, das Krächzen eines Raben oder der Schrei einer Eule hören; in der ersten Hälfte des Sommers lässt übrigens auch hier der Weltbürger Kukuk seinen Ruf weit und breit erschallen. Selten hat man Gelegenheit, die Aeste am Boden unter dem schweren Tritt des Bären knacken zu hören. Bisweilen schlüpft der graziöse *Burunduk* (Tammias striatus) aus dem Dickicht und bleibt neugierig stehen, um den Menschen zu beschauen. Die *Taigá* (Urwald) ist schön und majestätisch, aber zugleich wild und öde. Es ist nichts Leichtes, sich durch solch einen Wald den Weg zu bahnen. Abgesehen von den Qualen, die Einem an feuchteren Stellen, während der warmen Jahreszeit, von zahllosen Mückenschwärmen bereitet werden, auch der Boden und die jungfräuliche Vegetation an sich sind ein schwer zu überwindendes Chaos. Bald muss man sich zwischen Baum- und Strauchwerk durchdrängen, bald durch ein Dickicht von riesigen wilden Rosen, Farrenkräutern oder Doldengewächsen durcharbeiten, bald die fast haushohen Wurzeln eines umgestürzten Baumes umgehen, bald sinkt der Fuss in den sumpfigen Boden, bald stolpert er über die reichlich zerstreuten Steine, die von den Frühjahrswässern herabgeführt wurden. Eine angenehme Abwechselung bietet die Gras-, Blumen- und Beerenwelt des Waldes, denn stellenweise stösst man auch auf Oasen von saftigem Grase, oder auf einen rosigen, rothen oder gelben Teppich von Blumen — als da sind das Weidenröslein (Epilobium), Baldrian, gelbe und rothe Lilien, Reinfarrn u. A., oder auf dichtbewachsene Reviere von Himbeeren, Preisselbeeren, Blaubeeren u. s. w.

Es ist besonders der sechsmonatliche, frost- und schneereiche Winter, welcher dem Lande einen rauhen Charakter verleiht. In der ersten Hälfte des Novembers[1] hört der gewaltige Fluss auf zu rauschen und birgt sich unter einer Eishülle. Durch das fast plötzliche und tumultuarische Zusammenwachsen der Eisschollen starrt die Eisdecke stellenweise von riesigen Nadeln, Planken und Hügeln. Dies ist der sogenannte *Toros*; wo er gross ist, ist man genöthigt den Weg für die Wintersaison mit Hülfe von Aexten und Brechstangen zu ebnen. Uebrigens bleibt dieser Toros nur in einer gewissen Entfernung vom Meere, d. h. wo es schon weniger Schnee giebt, nackt stehen; zwischen Nikolajewsk und Ssofiisk (300 W.) hat man mit ihm nur dann zu schaffen, wenn grosse Schneegestöber

[1] Nach neuem Styl.

ausbleiben. Gewöhnlich jedoch wird hier, sobald die erste *Purga* (Schneegestöber) heranbraust, Alles so gründlich verschüttet, dass nur die Bäume noch zu sehen sind, die man zu Anfang des Winters, beim Legen des Postweges, in gewissen Entfernungen von einander in's Eis haut. Alles liegt dann unter einer riesig dicken Schneehülle, die nun ein halbes Jahr lang unbeweglich liegen bleibt. Die Wälder sind dem Menschen um diese Zeit nur mit Hülfe von Schneeschuhen und Hundeschlitten zugänglich. Durch die Stille der weissen Einöde lässt sich hier und da die unschöne aber kräftige Stimme des Raben hören, oder sie wird vom raschen Geklingel einer russischen Postschelle oder von dem «Tach» «Tach» d. h. Hundekommando des Ghiliaken, unterbrochen. Auf mehrtägige wüthende Purgas kommen Wochen unbewölkten Himmels, wo am Tage Alles in blendend weissem Glanze liegt und Nachts der eisige Himmel von hellblinkenden Sternen strahlt.

Die Meeresküste des Ghiliakenlandes bietet zwar manches Malerische, aber wenig Anmuthiges. Vom Schaumkamm der Brandung an bis an die Gipfel der Berge ist Alles von dunkeln Waldungen überzogen, aber gerade das Bild der Sommerlandschaft wird gar häufig durch Regen und Nebel getrübt, die hier fast die ganze wärmere Jahreszeit durch hausen [1]. Und während der anderen Jahreshälfte starrt Alles von Schnee und Eis, so dass es im Winter möglich wird, vom Festlande nach Sachalin mit Hunden zu reisen.

So sieht im Allgemeinen das Vaterland des Ghiliaken aus. Es mögen nun noch einige Details hinzugefügt werden, insoweit diese erforscht sind.

In geologischer Hinsicht kann man sagen, dass Thonschiefer am Meisten verbreitet zu sein scheint, doch kommt auch schon viel plutonisches Gestein zum Vorschein; so bestehen z. B. die Ufer der Kastriebai aus Tractit und Basalt. Kalkgesteine kommen selten vor, wodurch sich die Weichheit der Gewässer erklärt. Die Gebirge enthalten grossen Metallreichthum, wenigstens wurde an verschiedenen Orten Gold, Eisen, auch Blei gefunden, und auf Sachalin gibt es bekanntlich grosse Steinkohlenlager.

Die *Flora* ist reich und üppig. Die Nadelbäume sind durch Tanne und Lärche vertreten, die Kiefer aber fehlt. Von Laubbäumen gibt

---

[1] Es zieht nämlich an dieser Küste der kalte Polarstrom vorüber, welcher die mit dem Süd-Ost Winde kommenden Dämpfe verdichtet.

es Eiche, Ahorn, Erle, Birke, Espe, Ulme u. A. Beerentragende Gewächse gibt es reichlich, besonders Preisselbeeren, Himbeeren und Schellbeeren. Von medizinischen Pflanzen sind besonders zu erwähnen die Tscheremscha, (Allium victoriale) durch antiscorbutische Wirkung ausgezeichnet, Valeriana officinalis, mehrere Arten Artemisia (nur nicht Absinthium), Menyonthes trifoliata, Achillea Millefolium, Cannabis sativa, Sedum palustre, Taraxacum officinale, Tilia cordeta, Querus mongolica etc.

Die *Thierwelt* ist reich und mannigfaltig. Für die Existenz der Ghiliaken sind besonders die Fische und zwar hauptsächlich die Lachsarten, d. h. Salmo longocephalus (Kita) und S. gibbosus (Garbuscha) von Wichtigkeit. Ausserdem gibt es Störe, Karpfen, Hechte u. s. w. An der Küste trifft man Kabliau, Butten, Weissfische u. s. w. Von den Wasserthieren sind auch der Delphin[1], besonders aber der Seehund von Wichtigkeit. Walfische[2] gibt es viel im Ochotskischen Meere, aber sie werden von den Ghiliaken nicht gejagt; nur gelegentlich, wenn eins dieser Ungethüme strandet, wird es ausgebeutet.

Von Landsäugethieren sind hauptsächlich zu erwähnen: Zobel, Eichhorn, Rothfuchs, Rennthier, Elen und Bär. Der Wolf zeigt sich selten, fast nicht öfterer, als der Königstiger. Letzterer lebt eigentlich nicht höher, als 50° NB., aber bisweilen dehnt er seine Excursionen auch weiter nach Norden, d. h. in das Ghiliakenland aus. So soll er in der Kastriebai und sogar beim Tir gesehen worden sein, in der Kaiserbai aber kommt er entschieden vor.

Unter den Vögeln sind es hauptsächlich Rebhuhn und Haselhuhn, wilde Ente und Gans, die für die Ghiliaken eine Bedeutung haben.

Das *Klima*. Bei der Nähe des Meeres sollte man ein gemildertes Seeklima vermuthen, thatsächlich aber ist Nichts davon vorhanden, wie auch schon aus der allgemeinen Beschreibung zu ersehen war. Der Winter ist strenger als im kontinentalen Europa, zwischen entsprechenden Breitegraden (51°—54°) und der Gegensatz zwischen den Jahreszeiten sehr schroff. Auf —40° R. fällt das Thermometer nur hin und wieder, —20—25° aber kommen im Winter sehr häufig vor. Der Sommer ist nicht heiss. Merkwürdig ist die Vertheilung

[1] Er steigt den Amur 150 Werst hinauf.

[2] In dem Buche «Sibirien und das Amurland» von Alb. Kohn und K. Andree 1876, heisst es, dass der Walfisch sogar im untern Amur herumschwimme. Dies ist entschieden unwahr.

der athmosphärischen Feuchtigkeit. In Europa und dem kontinentalen Sibirien ist die relative Feuchtigkeit im Sommer geringer als im Herbst und Winter, hier verhält sich dies umgekehrt. Ferner ist die Differenz zwischen Maximum und Minimum der Luftdämpfe viel bedeutender als dort. Während einer Purga im Winter steigt zwar gewöhnlich der Dampfgehalt, fällt aber dann wieder so bedeutend, dass die Winterluft überhaupt sehr trocken zu nennen ist. In den Stuben platzen die Möbel und der Taback zerfällt zu Staub. Von den Sommernebeln war schon oben die Rede, doch muss hinzugefügt werden, dass sie in diesen Breiten selten weiter als einige deutsche Meilen in's Land hinein dringen[1], so dass man sich im eigentlichen Amurlande darüber nicht zu beklagen hat. Regentage übrigens kommen häufig im Sommer vor.

Das Klima ist im Allgemeinen ein gesundes. So hat z. B. das Militär des Küstengebiets durchschnittlich weniger Kranke und Todte aufzuweisen als die Armee des europäischen Russlands, obgleich Beköstigung, Lebensweise u. s. w. um Nichts besser ist. Bei den russischen Bauern zwischen Nikolajewsk und Ssofiisk überwiegen die Geburten die Todesfälle um ein Bedeutendes mehr als im europäischen Russland. Einige Krankheiten kommen übrigens im Küstengebiet häufiger vor. Hierher gehören *Nerven- und Geisteskrankheiten*[2], der chronische *Magen- und Darmkatarrh* und der *Scorbut*. Die beiden letzteren scheinen hauptsächlich miasmatischen Ursprungs zu sein, wofür ich an einem anderen Orte Belege anführe.

III. Körperliche Beschaffenheit und Gesichtszüge.

Im Allgemeinen sind die Ghiliaken unter dem mittleren Wuchse, doch kommen sehr kleine Leute, besonders unter Männern, sehr selten vor, häufiger trifft man grosse. Die Frauen sind bedeutend kleiner und dabei kommen unter ihnen hochgewachsene gar nicht vor. Die mittlere Grösse von 12 Männern, welche ich regelrecht maass, war 162,2 Ctm, die von 8 Frauen 150,4 C. Die Leute waren selbstverständlich nicht gewählt worden.

Gebaut sind die Ghiliaken proportional, sie haben verhältnissmässig breite Schultern, eine stark entwickelte Brust, kleine Hände und Füsse. Die Beine haben gewöhnlich eine leichte Krümmung nach Aussen (Reiterbeine), in Folge des reitenden Sitzens auf dem Schlitten und der gekrümmten Lage beim Rudern. Fettbäuche,

[1] Im Süden des Küstengebiets gehen sie weiter landeinwärts.

[2] Dies scheint sich übrigens auf die Eingeborenen nicht zu beziehen.

Bucklige etc. findet man gar keine und überhaupt kommen unter diesen Wilden körperliche Abnormitäten und Missbildungen viel seltener vor als bei Kulturvölkern. Die Gesichtszüge sind unschön, obgleich die Ghiliaken noch lange nicht der hässlichste Menschenschlag sind. Der Kopf ist breit und von entschieden brachyocephalischem Typus. Das dichte schwarze Haar ist hinten in einen auf den Rücken herabfallenden Zopf zusammengeflochten; in der Mitte des Kopfes ist das Haar gescheitelt. Die Brauen sind schwarz, dicht und nicht selten gegen die Nasenwurzel vortretend. Die Augen sind klein, jedoch nicht in so auffallendem Maasse, wie bei einigen anderen Völkerschaften[1]. Ihre Richtung ist gerade oder etwas schief nach Aussen und oben. Die Farbe der Augen ist ausnahmslos dunkel. Die Backenknochen sind mässig vorstehend, die Nase kurz und meist eingedrückt. Die Nasenscheidewand ist bei den Weibern nich durchlöchert, wie bei den Weibern der Golden, welche Nasenringe tragen. Der Mund ist nicht gross, die Lippen sind dick und roth; häufig wird der Mund offen gehalten, wobei sich zwei dichte Reihen weisser, fester Zähne zeigen. Bei näherer Besichtigung des Mundes erweisen sich bei Manchen die Schneidezähne durch die Pfeife mehr oder weniger abgenutzt. Bart und Schnurrbart sind schwarz, aber dünn. Die Ohrenlappen der Frauen und mancher Männer sind durchlöchert, der Ohrringe wegen.

Die Gesichts- und Hautfarbe überhaupt ist bräunlich. Der Ausdruck des Gesichts ist ernst; freundliche Gesichter trifft man bei ihnen seltener als bei den Golden. Die Frauen übrigens haben eine weichere Miene, doch haben sie im Typus überhaupt viel Aehnlichkeit mit den Männern. Sie tragen zwei Haarzöpfe, welche unten häufig zusammengebunden sind.

Tättowirungen sind bei den Ghiliaken nicht üblich. Auch ist der Körper nicht abnorm behaart. Die Haut, wenn sie nicht gerade einen Ausschlag trägt, ist sehr glatt, doch gewöhnlich schmutzig. Das Haar wird reichlich geschmiert und ist meist nicht frei von Läusen. Der Geruch, der dem Ghiliaken eigen ist, ist ein Gemisch von Rauch- und Fischgeruch, mit Praevalenz des ersteren.

Was die Muskelkraft betrifft, so scheint sie geringer als die des Europäers zu sein; doch sind die Ghiliaken physisch ausdauernder; die Frauen sind übrigens verhältnissmässig stark. Man kann nicht sagen, dass sich die Ghiliaken durch Schnelligkeit

[1] So sind, meiner Ansicht nach, die Augen der Burjaten eher als die der Ghiliaken einer Ritze ähnlich.

und Gewandtheit in Körperbewegungen auszeichneten. Nur im Rudern und im Bergsteigen sind sie Meister. Sehr merkwürdig ist es, dass bei diesem Volke, welches an und auf dem Wasser lebt, wenig gute Schwimmer vorkommen, und ein bedeutender Theil, zu dem besonders die Frauen gehören, gar nicht zu schwimmen versteht. Ueberhaupt ist der Ghiliake etwas träg und schwerfällig, wesshalb denn auch der energische, behende Tunguse auf ihn mit einer gewissen Geringschätzung herabsieht.

Ueber Gesicht und Gehör habe ich keine spezielle Experimente gemacht, doch kann man im Allgemeinen sagen, dass sie sehr scharf sind. Die Farben werden gut unterschieden. Dass der Gefühlssinn stumpfer als beim Europäer ist, kann man aus mehreren Umständen folgern. Versuchshalber zupfte ich sie beim Messen der Köpfe bald hier, bald da beim Haare, so stark, dass es nach unseren Begriffen schmerzen musste; die Ghiliaken aber machten sich nichts daraus.

Die hier beschriebenen Eigenschaften sind auch für die Ssofiiskischen Ghiliaken (Mangunen) giltig, denn sie gleichen den Ghiliaken reinen Blutes mehr, als den Golden. Sie haben ein breiteres Gesicht, gröbere Züge und plattere Nase als die Golden, auch rasiren sie das Haupthaar nie, während sich die Golden über der Stirne einen schmalen Streif abrasiren. Ferner tragen, wie gesagt, die Frauen der Golden Nasenringe. Auch ist die Kleidung des letzteren Volkes weniger primitiv und schon mehr der der Mandschuren ähnlich.

IV. Die Bekleidung.

Im Sommer besteht die Bekleidung des Ghiliaken gewöhnlich aus einem leinenen oder baumwollenen Hemde, Hosen aus demselben Zeuge und einem breiten pyramidalen Hut aus Birkenrinde, der mit einem Schnürchen unter dem Kinn befestigt werden kann. Dieser Hut wird aus einem einzigen Stück Rinde verfertigt. Auf seinen weissen Grund sind gewöhnlich dunklere Schnörkel aufgeklebt oder aufgenäht. Die Füsse sind nackt oder stecken in Schuhen oder Halbstiefeln aus Fisch- oder Seehundshaut. Es werden dazu die Häute verschiedener Fische gebraucht, vorzüglich aber die der Lachsart Kita. Die Haut wird zu diesem Zweck mit einem hölzernen Klöppel gestampft, um sie geschmeidiger zu machen. Es gibt auch Hemde oder Röcke aus Fischhaut, die aber jetzt schon selten getragen werden. Die Fussbekleidung aus Seehundshaut ist dicker und dauerhafter. Das Fell wird dazu mittelst eiserner, scharfer Instrumente bearbeitet, welche das Haar abschaben, der obere Theil des Stiefels besteht

übrigens oft aus ungeschabtem Fell. Auch Elenshaut wird dazu verarbeitet, doch ist diese mehr bei den Golden üblich.

Im Winter besteht die Fussbekleidung (die Torbasá) in längeren Stiefeln aus ungeschabtem Seehundsfell; zwischen dem Stiefel und dem obern Theil des Schenkels stecken die Beine in zwei röhrenartigen Hosen (Gári) aus Seehundsfell; die oben nicht wie gewöhnliche Hosen zusammenhängen, sondern nur mittelst einiger Riemen an einem Gürtelriemen befestigt werden. Im Frühjahr und Herbst tragen Manche solche Gari aus wattirtem, chinesischen Baumwollenzeuge. Unter den Gari liegt ein Paar wirklicher leinener Hosen, die bis zum Knie reichen. Statt der Strümpfe wird Heu in die Torbasa gelegt. Das Heu ist ein sehr schlechter Wärmeleiter, dasselbe gilt von der Seehundshaut; auch lassen solche Stiefel, wenn sie gut genäht sind, kein Wasser durch. Körper und Arme bedeckt ein kurzer Ueberrock aus einfachem Hundefell, dass Haar nach Aussen. Dieser Rock ist wie ein Hemd genäht und hat seitwärts auf dem Bruststück einen Schlitz, der zugeknöpft werden kann. Einen Kragen hatdieses Hemd nicht, Hals und Nacken werden von der Mütze bedeckt. Die Farbe des Rocks ist, wie die der Hunde verschieden, die ganz schwarzen aber sind die am Meisten gesuchten Gallaröcke. Manchmal besteht der Ueberrock aus grobem grauen russischen Tuche, oder nur die obere Hälfte ist von Tuch, die untere aus ungeschabtem Seehundsfell; solche Röcke werden mehr in den Uebergangsjahreszeiten getragen. Der Ueberrock wird mit einem Gürtel zusammengehalten, an welchem verschiedene nothwendige Dinge hängen, Messer, Feuerzeug, Nadelbüchse u. s. w. Unter dem Ueberrock liegt ein anderer, nicht hemdartig geschnittener und aus blauem chinesischen Baumwollenstoffe genähter Rock, der mittelst knollenförmiger, chinesischer Knöpfe zusammen geknöpft wird. Unter diesem tragen noch Viele ein grobleinenes Hemd. Kopf, Hals und Nacken werden mit einer haubenartigen Mütze aus Hundefell bedeckt. Bei starker Kälte werden noch Fellhandschuhe, das Haar nach Innen angezogen, deren äussere Seite mit Fischhaut benäht ist; sie werden mit Gürtelchen über der Handwurzel befestigt.

Die Kleider werden jetzt mit gewöhnlichen Nadeln und grobem Zwirn genäht; Beides wird bei Russen oder Chinesen gekauft. Früher wurden selbstverfertigte Nähwerkzeuge gebraucht.

Der Anzug der Frauen hat viel Aehnlichkeit mit dem der Männer. Die Ghiliakinnen tragen auch Fellgari, welche über den Hüften mittelst Riemen befestigt werden. Hemd, Rock und Ueberrock

sind gewöhnlich länger, als bei den Männern. Der Saum des Rocks ist häufig mit geschlungenen Figuren aus Messingblech benäht. Die Figuren werden eigenhändig, mit Hülfe einer Feile verfertigt. Modedamen tragen auch noch messingene Armbänder, die über dem gewöhnlichen, mit einem Blasebalg geschürtem Heerdfeuer, zusammengelöthet werden. Die Frauen lieben überhaupt eine gewisse Zierlichkeit in ihrem Anzuge. Sie haben Gallaschürzen, die auch mit obengenannten Messingfiguren besäumt sind. Ihre Mütze, Fischstiefel und Torbasa sind manchmal mit farbigen Tuchfiguren benäht, besonders aber werden die Handschuhe so geschmückt. In den Ohren hängen riesige, gegen 5 Cmt. breite Ohrringe von Zinn, die meist mit Perlen von farbigem Glase geschmückt sind; Zinn und Perlen werden von Chinesen gekauft, der Ohrring selbst aber von Ghiliaken selbst verfertigt. Am Halse tragen die Weiber Schnüre von Glasperlen, manchmal aber hängen an ihm kleine hölzerne Amulete von Menschenfigur.

Die *Pfeife* und der *Tabaksbeutel* gehören dermaassen zu der Persönlichkeit des Ghiliaken, dass ich mich versucht fühle, auch ihnen hier einen Platz anzuweisen. Die Pfeife ist chinesischen Ursprungs und von derselben einförmigen Art, wie sie in der ganzen Mandschurei üblich ist. Das Rohr ist etwa ellenlang, aus sckwarzem Horne gedrechselt, mit einem Mundstück aus Nephrit. Die tassenförmige Pfeife aus Messing ist nicht grösser als eine Haselnuss. Zum Reinigen der Pfeife hängt eine knöcherne mit Schnörkeln verzierte Spitze am Gürtel. Der Tabaksbeutel hängt meist mit seinen Schnüren an einer ebenfalls mit Schnörkeln verzierten Scheibe von Wallrosshauer, welche über den oberen Knopf des Rockes geschlungen wird. Pfeife und Tabaksbeutel werden, sobald ausgeraucht ist, in den Rockschlitz gesteckt.

V. Nahrungsmittel und Speisen.

Wenn der Ghiliak wenig Provision hat, so isst er nur 2 Mal täglich. Den Hunger erträgt er verhältnissmässig leicht: 2 Tage kann er ganz ohne Speise jagen oder sonstigen Geschäften nachgehen, am dritten erst fühlt er Schwäche und Unlust. Sobald dafür die Stunde des Ueberflusses schlägt, so isst er gewiss 5 Mal täglich.

Wieviel ungefähr der Ghiliak durchschnittlich an Nahrung verzehrt, wäre schwer zu sagen, doch haben sie im Allgemeinen einen gesegneten Appetit. Von einem Augenzeugen hörte ich, dass einst zwei Ghiliaken auf einer Winterreise an einem Tage ein Pud (etwa 16 Kilo) gefrorenen Störs verzehrten.

Die Basis der Ernährung bilden Fische — Störe, Karpfenarten, Weissfische, besonders aber Lachs und zwar hauptsächlich die Kita (Salmo longocephalus) und Gorbuschen (S. Gibbosus). Ein frischgefangener Fisch wird roh gegessen, der grösste Theil des Lachsfangs aber wird für die kalte Jahreszeit gedörrt. Zu diesem Behuf werden die der Länge nach gespaltenen Fische in einer Höhe von etwa 6 Fuss aufgehängt und verwandeln sich durch den Luftzug in eine trockene, nicht faulende Masse. Dies ist die sogenannte Sukola. Diesen Wintervorrath liefert hauptsächlich die Kita, deren Erscheinen mit dem Ende des Sommers zusammenfällt. Im Winter gefangene Fische werden gefroren aufbewahrt und in demselben Zustande gegessen [1]. Die Sukola ist auch die Hauptnahrung für die Hunde.

Fleisch isst der Ghiliak verhältnissmässig selten. Ausser Haselhühner und Enten, kommt Elen-, Rennthier-, Hunde- und Bärenfleisch vor. Das Vogelfleisch wird meist gekocht, das übrige theils gekocht, theils auch roh genossen. Das Braten ist fast gar nicht üblich. Als besonderer Leckerbissen gilt Bärenfleisch, welches entweder roh oder sehr wenig angebraten eingenommen wird. Hunde werden verspeist, sobald sich immer eine Gelegenheit dazu bietet. So müssen alte, zum Ziehen nicht mehr brauchbare Hunde schliesslich dem Herrn noch ihr Fleisch und ihr Fell überlassen [2]. Sehr lecker sind die Ghiliaken nach fetten Stubenhunden, die sie bisweilen von den Russen ausbitten.

Fett wird sehr gern genossen, besonders Seehundsthran, allein oder mit Preisselbeeren, ist Jedem eine Leibspeise. Dabei muss berücksichtigt werden, dass dieser Thran einen so penetrant widrigen Geruch hat, dass einer civilisirten Nase sogar von Weitem der Geruch der Stiefel, welche die Russen aus dem Volke hier mit Seehundsthran schmieren, unausstehlich ist. Dem Geruch entspricht natürlich auch der Geschmack. Das Fett der Fische und anderer Thiere wird häufig auch ohne jegliche Zugabe gegessen. Der Thran des Delphins gilt auch für einen Leckerbissen, dessen man aber nicht oft habhaft wird.

Eier sind sehr beliebt, daher werden Vogelnester aufgesucht und beraubt. An eine Hühner- oder Entenzucht wird nicht gedacht. Die

[1] Auch die Russen Sibiriens essen gefrorenen, in feine Spähne zerschnittenen Fisch: das ist die sog. Stroganina.

[2] Die Anhänglichkeit der Ghiliakenhunde an ihre Herren passt wenig zu dem «wilden und ungeberdigen Benehmen», welches Hunde gegen Hundeesser haben sollen (Philosophie d. Unbewussten 1878, S. 85).

Milch war den Ghiliaken vor der Okkupation des Landes durch die Russen[1] ganz unbekannt (ausser der Muttermilch). Zufällig damit traktirt, geben sie ihr Wohlgefallen kund. Würmer, Insekten und dgl. werden nicht gegessen, nur die — Laus macht eine Ausnahme. Eine Laus gelegentlich mit dem Finger aus den Haaren holen, sie auf die Zähne legen und dann verschlucken — ist etwas ganz Gewöhnliches.

Von mehligen Nahrungsmitteln wird fast nur die Buda (Hirse) genossen. Sie wird von fahrenden, russischen oder chinesischen Kaufleuten gekauft und als Brei oder mit der Suppe gegessen. Kartoffeln und Brod lieben die Ghiliaken sehr, aber Beides ist theurer als Hirse, daher sie denn selten zu ersteren kommen.

Cedernüsse und Beeren sind beliebte Näschereien. Preisselbeeren, Himbeeren und Faulbeeren werden auch für den Winter eingesammelt. In Hungerjahren, d. h. wenn der Lachsfang schlecht ausfiel, werden Beeren und besonders Cedernüsse als Surrogat mehr substantieller Nahrungsmittel, in grosser Menge gesammelt und gegessen.

Den Thee lieben die Ghiliaken fast wie den Branntwein. Sie gebrauchen natürlich die gemeinste Sorte d. h. den Ziegelthee, der in Form von kompakt gepressten Ziegeln, aber ohne sonstige Beimengung in den Verkauf kommt. Sie geniessen ihn übrigens nicht regelmässig, denn dazu fehlt oft Gelegenheit und Geld. Wenn es noch Zucker zum Thee gibt, dann sind die Leute vollkommen selig.

Von Zuthaten und Würzen wird fast nur das Lauch der Tscherenescha genossen. Auf Sachalin wird, nach Schrenk, auch die Senecia Pseudoarnica in die Suppe gelegt. Das Salz wird jetzt regelmässig gebraucht. Vor der Ankunft der Russen kannten sie es wohl aber brauchten es selten. Einige Ghiliaken versichern, dass sie, seit sie Salz geniessen, keinen so scharfen Geruch mehr haben, da sie doch sonst die Thiere, die durch das Dickicht gegangen waren, am Geruch unterscheiden konnten (?).

Branntwein lieben sie, wie alle Wilden, ganz besonders; auch ist er die beste Lockspeise, mit deren Hülfe sie von allerlei fahrenden Krämern berückt werden. Der Branntwein, der aus China als Contrebande eingeschmuggelt wird (Suli oder Chanschina), ist überreich an Fuselöl, und der durch ihn erzeugte trunkene Zustand hat

[1] Die Chinesen und Koräer melken keines ihrer Hausthiere. Die Koräer brauchen ihre Kühe zum Reiten.

manchmal etwas an Wahnsinn grenzendes. Andere berauschende Getränke kennen die Ghiliaken nicht.

Der Tabak ist der beliebteste Genuss von Jung und Alt beider Geschlechter. Er kommt aus der benachbarten Mandschurei und ist nicht sehr stark. Kinder von 6—8 Jahren rauchen schon, obgleich übrigens nicht alle Aeltern dies erlauben.

Opium wird nicht geraucht, wahrscheinlich hauptsächlich des hohen Preises wegen.

Nach dieser allgemeinen Herzählung der Nahrungs- und Berauschungsmittel, ist noch einiges über die Bereitungsweise der Speisen hinzuzufügen.

Am Tage wird meist Kaltes genossen, das Kochen geht erst gegen Abend an. Das Kalte ist meist auch roh zugleich. Das Braten ist fast gar nicht bekannt, die Zahl der gekochten Speisen ist sehr klein. Sie bestehen so ziemlich aus Hirsebrei und Suppe. Eine Art Suppe st ihrer originellen Bereitungsweise halber näher zu beschreiben. Alle Anwesenden nehmen gedörrten Fisch in den Mund und kauen. Das Gekaute lässt jeder in ein Körbchen aus Birkenrinde fallen, aus allen Körbchen wird es sodann in den Kessel gesammelt, dazu noch frischer ungesalzener Fisch, Beeren, Cedernüsse, Mehl und Seehundsthran gethan und nun gekocht. Die Suppe wird nicht mit Löffeln gegessen, sondern aus hölzernen Näpfen getrunken; aus denselben wird auch die Grütze eingenommen. Man isst mit den Fingern; Teller und Schüsseln für trockene Speisen werden durch kleine, mit Füssen versehene Brettchen ersetzt. Beide Geschlechter essen zugleich, indem sie mit untergeschlagenen Beinen auf den Pritschen sitzen, auf welchen auch die Näpfe und Brettchen herumstehen.

VI. Die Wohnung.

Die Ghiliakendörfer liegen an Flussufern und zwar an niederen Stellen, welche übrigens vom Hochwasser gewöhnlich nicht erreicht werden. Die Häuser stehen in einer Reihe; ihre Zahl ist meist 3—6, selten 12 und mehr. Die Fronte des Dorfes ist mehr oder weniger durch die hohen Gerüste zum Dörren der Fische verdeckt. Die einzigen Nebengebäude sind kleine Vorrathshäuschen. Weder Ställe, noch Götzenbehälter, weder Küchengärten, noch bebaute Felder sieht man um so ein Dorf[1]. Die erwähnten Gerüste bestehen aus hohen wagerechten Stangen mit Querstangen. Unter und neben

[1] Als Ausnahme mag erwähnt werden, dass ein Ghiliak in den letzten Jahren einige Kartoffelbeete bearbeitete.

ihnen halten sich gewöhnlich die Hunde auf. In manchen Ghiliakendörfern gibt es noch ein besonderes — *Bärenhaus*, ein kleines Balkenviereck, wo ein Bär aufgefüttert wird. Dieser Eigenthümlichkeit wird noch später unten gedacht werden.

Das Haus [1] hat einige Aehnlichkeit mit einem gewöhnlichen Bauernhause, sieht aber im Allgemeinen ärmlicher und finsterer aus, es ist breiter und zugleich niedriger, hat keine Glasscheiben in den Fenstern und keinen Rauchfang auf dem Dache. Es besteht nur aus einer Stube. Die Wände sind aus dünnen Tannenbalken zusammengefügt. Die Zwischenräume werden mit Moos zugestopft und mit Lehm verschmiert. Die Diele besteht aus gestampftem Lehm, das Dach aus Birkenrinde oder groben getrockneten Grashalmen (Calamagrostis purpurea) auf die noch Erde geschüttet wird; auch wird das Dach noch mitunter mit Steinen beschwert, um dem Winde Widerstand zu leisten. Die wenigen Fenster haben anstatt der Glasscheiben ausgespannte Fischhäute. Die niedere, einfache Thür hat lederne Riemen anstatt der Angeln. Eine Decke gibt es nicht, ihre Stelle nehmen einige Querstangen ein, auf welche verschiedene Geräthe u. s. w. gelegt und gehängt werden; unter Anderen hängt so ein Kessel, der bis zur vorderen Oeffnung des Heerdes reicht. Der Heerd oder der Ofen, wie man es will, besteht aus gestampftem Lehm; die grösseren Häuser haben ihrer zwei. Der Rauch tritt in eine horizontale, aus Steinen zusammengefügte und mit Lehm beworfene Röhre, welche unter den Schlafpritschen rund um die Stube herum geht, durch die Seitenwand nach Aussen führt und in einem apart stehenden hohen hölzernen Rauchfang endigt. Dieselbe Einrichtung besteht bei den Mandschuren und Golden. Dies Rauchrohr wird selten gereinigt; Feuer bricht indess selten aus. Die dünnen Wände des Ghiliakenhauses halten wenig Wärme, der Ofen ist klein und niedrig, daher ist die Erwärmung der Pritschen von unten eine sehr praktische Einrichtung, und dennoch ist es häufig recht kalt in solch einem Hause, besonders bei Frostwetter mit Wind. In die obere Oeffnung des Heerdes ist ein grosser Wasserkessel eingelassen, ausserdem hängt, wie gesagt, ein anderer, kleinerer Kessel oder Kochtopf an einer Kette von oben herab und kömmt gerade vor die vordere Heerdöffnung, die sich hart am Boden befindet, zu stehen. Die Holzscheite sind gewöhnlich so lang, dass

[1] Im Gespräche mit Russen nennen auch die Ghiliaken ihr Haus gewöhnlich *Jurte*, doch ist dies kein ghiliakisches Wort.

sie nicht vollständig Platz finden und zum Theil vor der Oeffnung verbrennen, wesshalb die Stube häufig von Rauchwolken durchzogen wird.

Das Innere der Stube, das Mobiliar u. s. w. ist höchst einfach. Nicht weit von der Thür befindet sich der Heerd, oder — wenn es zwei gibt — der eine rechts, der andere links vom Eingange. Rund herum, an den Wänden sind die Pritschen, oder besser gesagt eine einzige ununterbrochene Pritsche angebracht. Sie ist niedrig und so breit, dass ein langer Mann quer darauf liegen kann. Sie sind mit geflochtenen Matten (aus Arundo) bedeckt. In der Mitte der Stube steht der lange und niedrige *Hundetisch:* die Hunde werden nämlich vor der Fütterung herein gerufen und auf dem Tisch angebunden, sodann einzeln heruntergelassen, gefüttert und wieder hinausgejagt. Ferner sieht man hängende Wiegen, hier und da ein primitiv gearbeitetes Schränkchen, einen Kasten u. dgl. Auf den Pritschen stehen einige Sitzbänkchen, für die Fälle, wo man bei der Arbeit einen erhöhten Sitz braucht. An den Querstangen unter dem Dach hängen allerlei Felle, Fische, Lappen u. s. w., über ihnen in der Quere liegen Ruder, Lanzen, Bogen u. dgl. Götzenbilder sind nicht zu sehen; dieselben liegen gewöhnlich im Vorrathshause verwahrt und werden nur bei besonderen Gelegenheiten hervorgeholt. Abends wird die Stube auf die primitivste Art beleuchtet: ein Lappen und ein Näpfchen mit Fischthran ist die Lampe, oder es brennt auch, wenn gerade kein Thran vorhanden, ein Kienspan.

Das Bett besteht im Sommer aus Matten, im Winter aus Bären- oder anderen Fellen. Als Kopfkissen dienen lange, cylinderförmige, mit Heu gefüllte Tuchsäcke, deren einer mehreren Köpfen zugleich dient. Die Decke besteht aus Fell, bisweilen auch aus grobem Soldatentuch.

Die Häuser der sachalinschen Ghiliaken sind anders eingerichtet Dort gibt es weder Oefen noch Rauchröhren, noch Fenster. Die Diele ist etwas unter der Oberfläche der Erde, in ihrer Mitte ist ein kastenartiger offener Heerd aus gestampftem Lehm angebracht, und über ihm ist eine Oeffnung im Dach. Bei windigem Wetter sind diese Häuser meist voll Rauch.

Das Ghiliakenhaus dient seinen Bewohnern nur während der kalten und kälteren Jahreszeit zum Aufenthalt, im Sommer hingegen siedeln diejenigen, welche sich nicht an fernen Exkursionen betheiligen, in die luftige Vorrathskammer über. Letztere besteht aus Brettern und steht auf Pfählen, um die Vorräthe gegen Ratten zu sichern.

Auf ihren Exkursionen machen sich die Ghiliaken häufig Hütten aus Birkenrinde, von der sie lange und breite Stücke mit sich führen. Die Rinde wird bei ihrer Zubereitung geschabt und in heissem Dampf erweicht. Auch Körbe, Näpfe u. dgl. werden aus ihr verfertigt.

Das Ghiliakenhaus dient nur selten bloss einer Familie; gewöhnlich wohnen deren mehrere, sogar 8—9 zusammen.

VII. Kommunikationsmittel, Böte und Hundeschlitten.

Böte gibt es zweierlei. Das eigentliche Boot wird meist aus Cedern- oder Tannenholz gebaut. Es ist ziemlich schmal, aber sehr lang, gegen 6—7 Meter und ohne Kiel. Das Steuerende ist stumpf, das entgegengesetzte spitz. Es besteht im Längendurchmesser bloss aus 3 Planken, deren eine dem Boden, die anderen den Seiten entsprechen. Das Bodenbrett steht an dem Vorderende frei vor, denn die Seitenbretter sind kürzer als dasselbe und sind vermittels 2 Querbrettchen vereinigt; das frei vorstehende mässigt den Stoss beim Landen und dient zum Anbinden des Fahrzeuges. Die Bretter sind mittelst hölzerner Nägel zusammengefügt, die Ritzen mit Moos verstopft, dieses aber wird von innen mit dünnen Brettchen bedeckt und befestigt. Ein Steuer gibt es nicht, statt dessen dient ein kurzes Steuerruder, mit welchem bald links, bald rechts gearbeitet wird. Die eigentlichen Ruder sind schaufelförmig; das breite Ende ist dabei leyerförmig ausgeschnitten. Für jedes Ruder ist am Rande des Boots ein Stäbchen zum Anstemmen angebracht. Die Ruderer sitzen auf schmalen, niedrigen Querbrettern. Manchmal wird ein Mast gestellt und ein Segel aufgespannt. Letzteres besteht aus Fischhaut oder aus Segeltuch. Diese Böte gehen schnell, werden aber leicht umgestürzt.

Die *Omorotschka* ist ein kleiner schmaler Kahn aus Birkenrinde; von Innen ist das Gerüste durch eine doppelte Reihe kreuzweis liegender Riemen aus demselben Stoffe befestigt. In diesem Kahn sitzt gewöhnlich nur ein Mensch, der mit einem Doppelruder bald rechts, bald links rudert.

Im Allgemeinen sind die Ghiliaken gewandte Bootfahrer. Die Noth lehrte sie gewisse Zeichen kennen, durch die man einen Sturm voraussehen kann und sobald sie davon Etwas merken, scheuen sie sich auszufahren, besonders wenn sie an der Meeresküste zu thun haben. Wenn es sich ereignet, dass das Boot im Kampf mit Wind und Wogen überschlägt, so gelingt es den Menschen meist, sich wieder an dasselbe reitend anzuklammern und sich nach Hülfe umzuschauen.

Da aber die Meisten schlecht schwimmen, zumal in Kleidern, so kommt dabei auch nicht selten Jemand um.

Die Hunde sind während der warmen Jahreszeit wenig beschäftigt; höchstens werden sie bisweilen dazu gebraucht, ein Boot stromaufwärts an der Leine zu ziehen. Ihre eigentliche Berufssaison ist der Winter. Der Ghiliakenhund ist von mittlerem Wuchse, stark gebaut, hat spitze Ohren und einen kurzabgehauenen Schwanz, grobhaariges, doch nicht zottiges Fell und gleicht überhaupt einem russischen Dorfhunde. Er lebt 5—6 Jahre und endigt seine Laufbahn im Magen seines Herrn. Man kann nicht sagen, dass die Ghiliakenhunde boshaft wären, aber beim Ziehen werden sie es bisweilen und suchen Alles, was ihnen begegnet, anzupacken. Wenn ein Pferdeschlitten sichtbar wird, so biegt der Ghiliak gewöhnlich seitab und hält seine Meute fest, dass sie sich nicht auf die Pferde stürzt und ihnen Wunden beibringt. Besonders Schweine, die sich in der Nähe russischer Dörfer herumtreiben, haben sich vor diesen Jägern zu fürchten.

Im Allgemeinen sieht die Hundeequipage folgendermassen aus: Der Schlitten[1] ist etwa 2—2½ Meter lang, sehr schmal, an beiden Enden gleichartig abgerundet und mit einem Griff zum Befestigen der Leine versehen und hat keinen Hohlraum. Der Ghiliak sitzt reitends, in jeder Hand einen mit einer eisernen Spitze versehenen Stock haltend, dabei stemmt er sich mit den Füssen und gelegentlich auch mit den Stöcken, um den Schlitten in Gleichgewicht und in der nöthigen Richtung zu erhalten. Das Geschirr besteht aus einem langen Mittelriemen, und zwei Reihen kleinerer an ihn befestigten Riemen oder Schlingen, welche den Hunden um den Hals geworfen werden. Der Mittelriemen selbst hat an seinem vorderen Ende eine solche Schlinge für den Vorder- oder Leithund. Das von den Russen gebrauchte Hundegeschirr ist besser, denn die Schlinge ist eher einem Kummet ähnlich, so dass der Hund mehr mit der Brusst zieht, und auch unter dem Bauch geht ein Querriemen durch. Auch der Schlitten ist von den Russen modifizirt worden. Dessen Boden besteht nicht, wie bei den der Ghiliaken, aus Längsstäben, sondern aus Brettern und ist von hinten und von den Seiten mit einem Geländer umgeben, an welches sich der Reisende stützt. Der Kutscher sitzt an dem Vorderende seitwärts und hält sich mit der einen Hand an einem daselbst angebrachten Krummholz, in der andern hält er den Stock.

[1] In der Ghiliakensprache heisst Schlitten Tu, die Russen aber nennen ihn gewöhnlich Narta, welches Wort, glaube ich, aus Kamtschatka stammt.

Eine vollständige Meute besteht aus 13—15 Hunden, man braucht aber auch weniger. Zügel gibt es keine, bloss Stock und Kommandowort regieren die Hunde. Bei allzuschnellem Lauf stemmt sich der Kajur (Kutscher) mit Füssen gegen den Schnee, wenn rechts oder links eingebogen werden soll, so wird die Spitze des entsprechenden Stocks in den Schnee gestossen. Das Hauptkommandowort ist «tach tach» (vorwärts), «kai» heist «umgekehrt», «tschui» «langsam».

Bei der Beweglichkeit des Geschirrs, der Menge von Thieren, ihrer Lebhaftigkeit und der Leichtigkeit des Schlittens, ist das Regieren eines Hundeschlittens eine recht mühevolle Arbeit.

Im Hintertheil des Schlittens liegt Gepäck oder Waare oder sitzt ein Reisender[1]. Ein Theil des Gepäcks besteht aus gedörrtem Fisch für die Hunde, deren Nahrung auf der Reise überhaupt nur aus Fisch und Schnee besteht. Im Laufe entleeren sie fortwährend stinkende Gase. Ihre Ausdauer ist grossartig, ihr einziger Schutz gegen Kälte ist ihr eigenes Fell. Wenn der Ghiliak unterwegs von solchem Schneewetter überfallen wird, dass er nicht vor noch rückwärts kann, so sucht er einen recht dichten Platz im Walde zu erreichen, wohin Wind und Schnee weniger eindringen; da bleibt die Gesellschaft, die Hunde aneinander gedrängt, bis die Wuth des Wetters sich legt. Bisweilen allerdings, d. h. wenn die Nahrung ausgeht, bevor ein Ausweg gefunden wurde, werden Menschen und Thiere ein Opfer der Kälte. Solche Fälle kommen am leichtesten beim Passiren der Meerenge und auf Sachalin vor, wo der Kajur den Fischvorrath für die ganze Reise gewöhnlich mit sich führen muss.

Der Vorderhund ist das vorsichtigste und gescheidteste Thier von der ganzen Meute. Auf einen guten Vorderhund ist in gefährlichsten Situationen am Meisten zu bauen, er findet den Weg unter Umständen, wo es ganz unmöglich schien. Die besten Vorderhunde werden mit 80—100 Rubeln bezahlt; der gewöhnliche Preis aber für eine mittelmässige Meute nebst Schlitten ist 70—80 Rubel.

Der Hauptwerth des Hundes als Zugvieh besteht darin, dass er im tiefen, lockeren Schnee verhältnissmässig nicht so tief einsinkt, wie das Pferd, und überhaupt viel behender ist, so dass ein Hundeschlitten ohne Weg seinen Weg findet, wo Pferde bis an die Brust einsinken und nicht vom Fleck kommen. Ferner kann man das

[1] In Nikolajewsk und Sofisk gibt es russische Kajure, welche Waaren und Reisende auf solchen Winterwegen befördern, wo das Fahren mit Pferden unmöglich ist, z. B. nach Sachalin und Dekastrie.

Futter für die Hunde mit sich haben, folglich solche Gegenden besuchen, wo es keine Ansiedelungen gibt. 13—15 Hunde schleppen einen Menschen und gegen 30 Pud Gepäck. Dies gilt übrigens eher für russische Hundeequipagen, denn die Russen füttern besser[1] und ihre Hunde ziehen mehr mit der Brust.

Die Schneeschuhe werden bekanntlich zum Gehen über lockeren Schnee gebraucht, da der Fuss dabei nicht tief einsinkt. Der ghiliakische Schneeschuh besteht aus einem etwa 2 Arschin langen Brette von Lärchenholz. An der unteren Fläche ist er mit Seehundsfell überzogen, dessen Haare in solche Richtung gekehrt sind, dass sie das Zurückgleiten des Schuhes nicht zulassen.

VIII. Beschäftigungen und Gewerbe.

Sie bestehen in Jagd, Fischfang und den nothwendigsten Arbeiten für den Haushalt, die Kleidung etc.

Der *Fischfang*. Kleinere Fische, Karpfen, Weissfische u. dgl werden mit Netzen gefangen. Das Netz wird aus Nessel- oder Hanffaser[2] verfertigt. Die getrocknete Pflanze wird auf eine gewisse Zeit dem Frost ausgesetzt, darauf zerfasert und die Faser gesponnen. Die Spindel gleicht einer russischen. Ihr unteres langes Ende wird beim Spinnen zwischen die Beine genommen, die Scheibe wird in Schwung gesetzt und zugleich werden zwei lange Fasern, deren hinteres Ende über den Kopf des Arbeitenden geworfen wird, mit den Vorderenden gegen die Spindel gedrückt, gedreht und aufgewunden. Das Netz wird mittelst hölzerner Nadeln geflochten. Beide Arbeiten liegen den Frauen ob, bisweilen aber bequemen sich auch die Männer dazu.

Karpfen, Hechte und Weissfische werden mitunter auch mit der Angel gefangen. Als Köder wird dabei Fischrogen gebraucht. An der Küste kommt stellenweise der Schellfisch in solcher Menge vor, dass es für ihn eine besondere Angel gibt. Das Ende der Angelschnur ist mit einer Anzahl von Haken, die nach allen Seiten hinsehen, gespickt; solch eine Schnur wird im Winter ohne jeglichen Köder in eine Spalte oder ein künstliches Loch im Eise hinabgesenkt und in der Regel sogleich mit einem oder mehreren gefangenen Fischen heraufbefördert.

---

[1] Für das beste Futter wird das Rückentheil des Lachses gehalten. Ueberhaupt wird er beim Dörren in 3 Theile gespalten, einen hinteren und zwei seitliche.

[2] Nur wilder Hanf wird gebraucht.

Störe werden mit Haken gefangen. Grosse eiserne Haken werden abwechselnd mit Holz- oder Korkstücken an einen Strick befestigt, welcher seinerseits durch schwere Steine in der Tiefe des Wassers d. h. nicht viel über dem Grunde festgehalten wird. Der Stör, der tief geht, wird sonderbarer Weise durch die sich hin und her bewegenden Holzstücke angelockt, er »spielt» mit ihnen, wie die Eingeborenen sagen, und wird dabei von diesem oder jenem Haken gespiesst. Im Winter wird er auch mit starken Netzen gefangen, denn um diese Zeit soll er schwächer sein.

Die grösste Thätigkeit wird zur Zeit des Lachsganges entfaltet. Von seiner Ergiebigkeit wird das Leben während des ganzen Jahres beeinflusst, daher treiben sich ganze Schwärme von Ghiliaken auf dem Amur herum. Der Fang des Fisches wird mittelst Verzäunungen[1] bewerkstelligt: in der Nähe des Ufers stösst man eine Reihe von Pfählen in das Flussbett, im Durchschnitt hat diese Verzäunung die Figur [ ], wobei die offene Seite der Mündung des Flusses, von wo der Fisch heraufsteigt, zugewandt ist. Der Fisch stösst gegen die Wand, kehrt seitwärts ab und geräth in den Sack, welcher vom Boote, an den inneren Schenkel des Zaunes herabgelassen wird. Auf dem Höhepunkt des Lachsganges kommen solche Massen von Fischen, dass die Säcke kaum herabgelassen auch schon gleich vol sind. Der Fisch wiegt 8—12, ja 20 Pfund und kostet 3—5 Kopeken.

Bei diesem Fange sind auch die Weiber beschäftigt. Eine besondere Organisation im Vertheilen der Plätze zum Fischen gibt es nicht, nur wird beobachtet, dass jeder Familienvater da fischt, wo es sein Vater und Grossvater thaten; die Stelle des Flusses ist auf diese Zeit so gut, wie sein Eigenthum.

Der Delphin wird mit der Harpune erlegt, doch gilt dies für eine schwere Jagd. Das Thier ist vorsichtig und lässt den Jäger nicht leicht nahe kommen, und geschieht dies, so kann das verwundete Thier das Boot leicht umstürzen. Die Harpune besteht aus einem langen Haken, der an einem Ende Spitze und Widerhaken, am anderen ein etwa 15 Faden langes Seil mit darauf sitzender aufgeblasenen Blase hat. Die Blase muss, wie dies bekanntlich beim Wallfischfang der Fall ist, den Ort anzeigen, wo der verwundete Delphin untertauchte. Wenn das Thier wieder hervorkommt, wird ihm mit Harpunen oder Lanzen der Garaus gemacht.

[1] *Sajstdka* der russischen Fischer.

Der Seehund[1] wird auf mehrerlei Art gejagt. Auf Sachalin wird eine etwa 2—2½ Faden lange Lanze, die mit einem dicken Hinterende versehen ist, in eine hölzerne Rinne gelegt; am dicken Ende ist ein 20—30 Faden langer Riemen befestigt. Im Frühjahr, wenn das Eis aufbricht, steigt der Seehund an's Land, da folgt ihm der Ghiliak, oft mit Lebensgefahr, im Boote oder über schwimmende Eisschollen. Sobald er ihm nahe genug ist, legt er die Rinne, welche gewissermaassen den Lauf vorstellt, mit der eingelegten Lanze auf den Boden, zielt und wirft die Lanze, indem er mit der Linken das hintere Ende des Riemens hält, damit das verwundete Thier sich nicht zu weit entferne.

Eine andere Art, die z. B. in dem Dorfe Tscharbach, unterhalb Nikolajewsk praktizirt wird, besteht in Folgendem: wo grosse Steine am Ufer liegen, werden nicht weit von demselben zwei Pfähle in den Grund des Flusses getrieben und zwischen ihnen eine Art Segel ausgespannt, hinter welches sich der Jäger versteckt. Der Seehund, der ihn nicht ahnt, besteigt einen Stein, um sich zu sonnen und wird dabei von der Lanze, die durch einen langen Riemen am Boot befestigt ist, getroffen.

Endlich wird der Seehund bisweilen beim Sonnen auf einem Steine mittelst einer unendlich langen Lanze, deren hinteres Ende am Ufer liegt, getödtet.

Der Seelöwe kommt an der Küste Sachalins häufig vor, und seine Jagd ist die einfachste von der Welt. Das Thier ist einfältig und neugierig zugleich und lässt den Jäger so nahe heran, dass er es mit einem Knüttel erschlägt.

Die Fischotter zeigt sich häufig an den Flussen des Landes, und ihr Fell wird sehr geschätzt. Sie wird geschossen, manchmal sogar mit Stöcken erschlagen. Auch Armbrüste, wie für den Zobel, werden für sie bisweilen aufgestellt.

Von den Landsäugethieren werden der Bär, das Elen, das Rennthier, der Fuchs, das Moschusthier und besonders der Zobel gejagt.

Mit dem Bären nehmen die Tapfersten es im Einzelkampf auf und stossen ihm, indem er sich auf die Hintertatzen stellt, die Lanze in die Brust. Die Narben die einer im Einzelkampfe mit dem Bären davontrug, bringen ihm grosse Ehre und Lobsprüche. Die Meisten wagen den Einzelkampf nicht und gehen dem Thiere paarweise und mit

[1] Am Amur zeigt er sich nur ganz unten an der Mündung.

Büchsen bewaffnet zu Leibe; bisweilen werden dazu auch noch Pfeil und Bogen angewandt, was immerhin eine gefahrliche Jagd ist.

Für das Bärenfest (s. unten) sucht man lebendige Junge zu fangen und erzieht sie in einem besonderen Verhau. Wenn es nicht gelingt ihrer anders habhaft[1] zu werden, so werden sie zusammen mit der Mutter aufgesucht. Man wartet den Winter ab und späht eine Bärenhöhle auf. Am verabredeten Tage begeben sich 10—12 Ghiliaken mit Lanzen, Beilen, Riemen und einigen leeren Hundeschlitten zur Höhle. Sofort beginnt man den Bären mittelst langer Stecken, die in die Höhle gestossen werden, zu reizen. Alsobald brüllt Petz gewaltig auf und schickt sich an, die Höhle zu verlassen. In diesem Augenblick stellt sich der tapferste und stärkste der Ghiliaken, seinen Fellrock mit dem Rückenstück nach vorn angezogen, dicht am Eingange hin und sobald der Bär sich zeigt, stürzt er sich ihm mit der Brust auf den Kopf, die Anderen stürzen sich auf den Vordermann, und so wird der bestürzte Bär durch die gesammte Wucht niedergedrückt und schnell gebunden. Ist er so stark und wüthend, dass ihm auf diese Weise nicht beizukommen ist, so wird er sofort getödtet. Bisweilen wird ihm auch beim Erscheinen eine Schlinge um den Hals geworfen. Wenn der Gefangene ein Weibchen mit Jungen war, so wird die ganze Gesellschaft zu Schlitten nach Hause transportirt.

Das Elenthier kommt im untersten Amurgebiet, d. h. der Nähe von Nikolajewsk nicht vor, etwas höher hinauf aber, am Amgunfluss, zeigt es sich schon. Es wird meist im Winter gejagt, weil dies Thier, wie das Pferd, im tiefen Schnee sich nur mit Mühe fortbewegt, der Ghiliak ihm aber mit seinen Schneeschuhen leicht nahe kommt und es mit der Lanze tödtet. Zur Sommerzeit wird das Thier mit Büchsen geschossen. Sein Fleisch ist beliebt, seine Haut wird zu Schuhwerk, Riemen u. dgl. verarbeitet.

Das Rennthier wird ebenfalls hauptsächlich im Winter, und auf ähnliche Art gejagt. Mitunter wird die Lanze auch aus einiger Entfernung geschleudert.

Das Wildschwein kommt auf Sachalin und am untersten Amur nicht vor, 40—50 Werst oberhalb Nikolajewsk aber erscheint es schon. Man jagt es mit Lanze und Büchse. Sein Fleisch ist sehr beliebt, die Haut wird unter Anderm für die Trommeln der Schamanen gebraucht.

[1] Manchmal treiben sich junge Bären in so weiter Entfernung von der Frau Mutter herum, dass man sie leicht einfangen kann.

Der Fuchs wird am liebsten mittelst Krähenaugen, welche die Ghiliaken bei den Chinesen kaufen, vergiftet. Doch wirkt dies Gift nicht sonderlich stark, viel stärker, fast blitzschnell wirkt das Alkaloid desselben, d. h. das Strichnin, wesshalb sich auch russische Fuchsjäger dessen bedienen; die Ghiliaken aber kommen selten dazu. Aber auch diese Jagd ist nicht so bequem, wie man glauben sollte. Erstens erfordert die Zubereitung des Köders grosse Vorsicht, ferner muss man das Revier, wo die Portionen des Köders zerstreut liegen, häufig mit Schneeschuhen befahren, denn die zahlreichen Krähen sind gewöhnlich auf der Lauer, und sowie der Fuchs hinfällt, stürzen sie auf ihn hinab, so dass das Fell sehr bald zerfressen werden kann.

Bisweilen werden dem Fuchs auch gespannte Armbrüste gestellt, was für dies Thier übrigens viel weniger, als für den Zobel passt.

Der Zobel ist für den Ghiliaken bis jetzt eine der wichtigsten Erwerbsquellen, obgleich der Amurzobel dem von Ochotsk und Kamtschatka an Werth nachsteht. Die Zobeljagd wird im Herbst und im Winter betrieben. Im Herbst legt man zahlreiche Schlingen aus: Pferdehaar zwischen Weidengebüsch an Flüssen. Oder man legt die Schlinge auf eine bestimmter berechnete Art zurecht. Der Zobel nämlich, wenn er ein Flüsschen passiren will, verfehlt nie einen über dasselben gestürzte Baumstamm zu benutzen, falls er solchen findet. Solche Stämme werden ihm nun absichtlich zubereitet und Schlingen dazu.

Beim ersten Schneefall verfolgt man ihn mit Hunden und schiesst ihn mit Schrot; das Fell nimmt dabei wenig Schaden, denn schon 2—3 Schrotkörner genügen, um das Thier zu tödten.

Eine sehr gebräuchliche Methode, welche den ganzen Winter über angewandt wird, besteht im Aufstellen von Armbrüsten, deren Mechanismus sehr schlau ersonnen ist. Der Schaft steht auf einem Pfahl, hinter dem Pfeil ist eine Art Hahn aus einem knieförmigen Stück Holz angebracht; auf letzterem sitzt ein Drücker, von welchem ein langer Faden schräg nach vorn und unten geht und irgendwo am Boden befestigt ist. So wie der Zobel beim Vorbeilaufen den Faden berührt, so geht der Schuss los.

Der Tiger ist den Ghiliaken zwar wohlbekannt, und sie haben ein besonderes Wort für ihn, doch wird er nicht gejagt, da er im eigentlichen Ghiliakenlande nur ausnahmsweise vorkommt, auf Sachalin gar nicht und da sie ihn ausserdem für etwas mehr, als für ein wildes Thier halten, welche Scheu ihnen wahrscheinlich von

den Mandschuren und Golden überliefert worden ist. Das Tigerthier des Amur-Ussurilandes ist von der allergrössten und stärksten Art, dabei überaus schlau, jedoch ist es für den Menschen, besonders für den Europäer, bei Weitem nicht so gefährlich, wie in Indien, weil es mehr Nahrung findet[1]. Nur wenn der Mensch selbst die Offensive ergreift, verliert das Ungethüm seine instinktive Scheu vor ihm und kehrt plötzlich alle seine furchtbaren natürlichen Vorzüge hervor, zu welchen auch eine erstaunliche Zähigkeit gehört. Mit 5—6 Büchsenkugeln im Leibe macht es noch ungeheure Sprünge, selbst in der Agonie kann es noch einen Menschen zu Grunde richten. An seinem Schädel gleiten die Kugeln ab, man zielt immer nach der Brust, denn nur eine Kugel in's Herz macht ihm den Garaus. Daher ist eine offene Jagd auf ihn so gefährlich, dass die Bärenjagd dagegen ein Kinderspiel genannt werden kann, und die Bauern und Kosaken entschliessen sich dazu nur im äussersten Falle, wenn der Tiger in die Ställe einbricht und ihm auf andere Weise nicht beizukommen ist. Dann rücken 15—20 Mann mit Bajonetten an den Büchsen, in enggeschlossener Kolonne auf den Ort los, wo das Thier aufgespürt ist. Die gewöhnliche Art des Fanges aber ist Vergiftung mit Strichnin oder das Aufstellen geladener Büchsen, die beim Herantreten des Tigers an den Köder losgehn. Als Köder dient gewöhnlich der Leichnam des von ihm selbst getödteten Thieres, da er die löbliche Eigenschaft hat, den Tag nach dem Ueberfall wiederzukehren.

Der Wolf existirt zwar am unteren Amur, zeigt sich aber sehr selten und schadet nicht. Er wird selten geschossen.

Vögel, namentlich wilde Enten und Gänse, Reb- und Haselhühner werden jetzt meist mit Büchsen geschossen. Den Rebhühnern legt man auch Schlingen auf flachen Inseln, im Weidengebüsch. Haselhühner werden im Frühjahr mit einer Pfeife angelockt, im Winter im Tannendickicht direkt aufgesucht. Die Hauptlieferanten des Wildes in Nikolajewsk sind die umwohnenden Ghiliaken.

Von den übrigen Beschäftigungen und von embryonalem Handwerk und Gewerbe war schon oben die Rede. Die Spezialisirung

[1] Während meiner alljährigen Reisen durch das Küstengebiet bin ich auch durch sehr tigerreiche Gegenden gekommen und habe eine Menge Tigergeschichten gehört, erinnere mich aber nur zweier Fälle, wo Europäer von ihm überfallen wurden, ohne die Angreifer gewesen zu sein. Der eine Fall trug sich im Januar 1878 zu und zwar am hellen Tage und auf dem Eise, in der Nähe einer Poststation. Es wurde hier ein Postknecht vom Tiger geschlachtet. Der Schädel dieses Thieres, welches den Tag darauf selbst getödtet wurde, gehört jetzt mir. Er misst über 7½ Werschok (33 Ctm.), die oberen Eckzähne sind fingerlang.

der Arbeit ist nicht viel mehr, als Vertheilung zwischen Mann und Frau. Der Mann jagt, zimmert, macht Waffen, Schlitten etc., macht Fahrten in verschiedenen Geschäften u. s. w., auch den Fischfang besorgt er hauptsächlich. Die Frau spinnt, macht Netze und Kleider, kocht, besorgt die Kinder und die Hunde. Das Weben ist den Ghiliaken ganz unbekannt, künstliche Zeuge, so wie Zwirn und Nadeln, werden gekauft, Letzteres wurde übrigens früher in primitiver Weise von ihnen selbst verfertigt. Man kann im Allgemeinen sagen, dass jeder Ghiliak und jede Ghiliakin die für ihre Existenz nothwendigen Arbeiten versteht, obzwar nicht Alles in gleichem Maasse. Letzteres bezieht sich besonders auf Metallarbeiten: ein Messer versteht jeder zu machen, ein Beil nicht jeder, nur Wenige endlich befassen sich mit den später zu beschreibenden Brummeisen und den feineren Waffen, z. B. Lanzen mit Silberschmuck.

Hier ist der Ort, noch über das Feuermachen Einiges zu erwähnen. Am Gürtel trägt der Ghiliak gewöhnlich einen Beutel mit Feuerstein, Stahl und Zunder. Als Zunder dient der Schwamm der Birke, Feuersteine gibt es genug an den Ufern des Amurs. Wenn einmal das Feuerzeug fehlt, so wird das Feuer, wie bei anderen Naturvölkern, durch Reiben erzeugt. Ein trockenes Stäbchen, an dessen beiden Enden ein Stück Schwamm gebunden ist, wird mit dem einen Ende in die Vertiefung eines Holzklotzes gesteckt; ein Mann hält das Stäbchen beim oberen Ende aufrecht, ein Anderer wickelt eine Schnur um dasselbe, nimmt die Enden der Schnur in die Hände und sägt hin und her. Gewöhnlich zeigt sich etwa nach einer halben Stunde Feuer.

IX. Die Waffen.

Ausser dem Messer, welches übrigens selten zur Vertheidigung gebraucht wird, trägt der Ghiliak gewöhnlich keine Waffen mit sich. Das Messer besteht aus einer zugespitzten Klinge und einem hölzernen Griff. Klinge und die Hälfte des Griffes werden in einer am Gürtel hängenden ledernen Scheide gehalten. Zu den eigentlichen Waffen gehören Lanze, Pfeil und Bogen und gegenwärtig auch die Flinte, die sich schon Viele angeschafft haben.

Der Bogen ist aus Holz, aber mit einer Unterlage aus Fischbein, die an das Holz mittelst Fischleim geklebt ist. Das Holz wird am liebsten von der Esche genommen (Frax. mandschurica). An der inneren d. h. der Fischbeinseite sind nicht weit von denEnden zwei

kleine Leisten mit einer Rinne für die Sehne angebracht. Der Bogen biegt sich im ruhenden Zustande gewöhnlich so, dass das Fischbein an der äusseren Seite zu liegen kommt, beim Gebrauch aber wird er nichtsdestoweniger umgebogen, sonst kann das Fischbein beschädigt werden. Die Sehne besteht aus wirklichen zusammengedrehten Sehnen oder aus einem Strick. Es kostet einige Mühe diesen Bogen zu spannen und der Schuss ist kräftig. Der Pfeil hat an dem Hinterende drei schmale Federn, das verdickte Vorderende trägt eine mit Widerhaken versehene eiserne Spitze, manche Pfeile haben aber statt ihrer ein mondförmig ausgeschnittenes, geschärftes Stück Eisen; die letztere Art wird für die Entenjagd gebraucht (wenn kein Pulver zu haben ist). Auf der Jagd werden die Pfeile gewöhnlich im Köcher gehalten, der übrigens meist nicht über 3 fasst. Er besteht aus einem flachen und einem ausgehöhlten Brettchen und trägt gewöhnlich an der Aussenseite verschiedene Schnörkel oder Figuren von Thieren. Er wird am Gürtel befestigt.

Die Lanze besteht aus einem etwa 1 3/4 Meter langen Stabe und einer platten Eisenspitze. Es gibt Lanzen von ghiliakischer Arbeit, die kunstvoll mit Silber- und Goldfiguren verziert sind. Uebrigens werden alle Waffen ausser dem Feuergewehr von den Ghiliaken selbst verfertigt. Das Schmieden wird ganz einfach am Hausheerde betrieben, nur wird das Feuer mit einem Blasebalg angeschürt. Das Eisen kauft man bei den Chinesen oder Russen. Bisweilen werden Scherben von eisernen chinesischen Töpfen zu Messern und dgl. umgearbeitet.

Schliesslich muss ich noch der Panzer, deren ein Paar Stück noch bei den Ghiliaken existiren, erwähnen. Sie sind sehr schwer, wohl an 35—40 Pfund, sehr grob gearbeitet und bestehen aus eisernen Ringen. Sie stammen aus China und haben gegenwärtig gar keinen praktischen Werth, da Niemand daran denkt, sie zu tragen. Nichtsdestoweniger gelten sie für etwas sehr Kostbares und werden auf 200 Rubel taxirt. Es ist vorgekommen, dass der Eigenthümer eines solchen Panzers ihn einem russischen Kaufmann als Pfand weggab, ihn aber, sobald er zu Gelde kam, sogleich loskaufte.

X. Ehe und Kindererziehung.

Unverheirathete Männer, welche schon ein mittleres Alter erreicht haben, sind selten, noch seltner kommen Ehemänner vor, die sich 4—5 Frauen halten, denn dazu gehört ein gewisses Vermögen, ferner sind der Frauen überhaupt zu wenig. Als Anfang der

Ehe gilt die Zahlung des Lösegeldes (Kalim). Dies besteht nicht aus Geld, sondern aus verschiedenen nothwendigen Dingen — Waffen, Hundeschlitten u. s. w. Der mittlere Werth des Kalim beträgt 200 bis 300 Rubel. Besondere Hochzeitszeremonien gibt es nicht, die Hochzeitsgastereien aber, welche auch vom Bräutigam bestritten werden müssen, dauern ziemlich lange, eine Woche und mehr. Ausser Hirse, Fisch und Thee, wird dabei dem Branntwein tüchtig zugesprochen.

Ein eigenthümlicher, wenn auch nicht ganz vereinzelter Gebrauch sind Heirathen von 4—5jährigen Kindern. Sobald die Eltern darin übereinkommen, heissen Knabe und Mädchen Mann und Frau. Der Vater des Knaben zahlt den Kalim und nimmt das Mädchen zu sich, um sie mit dem «Manne» zu erziehen; bisweilen übrigens bleibt sie auch noch einige Jahre im elterlichen Hause. Um welche Zeit solche Eheleute dies faktisch zu sein beginnen, ist schwer zu sagen, wahrscheinlich aber gibt das erste Erwachen des Geschlechtstriebs das Signal. Die Ghiliaken meinen, dass ein 30jähriger Mann — was so viel wie 15jährig bedeutet, da das Ghiliakenjahr unserem halben gleich kommt — heirathen könne. Uebrigens ist auch dies annähernd zu verstehen, denn sie zählen überhaupt ihre Jahre gar nicht. Ein Kaufmann, der sich schon seit langer Zeit unter den Ghiliaken herumtrieb, ein gutes Gedächtniss und Beobachtungsgabe besass, sagte mir, er wisse von zwei Ehepaaren, deren Männer und Frauen er schon von klein auf kenne: in einem dieser Fälle hatte die Frau im 15-ten Jahre schon ein Kind, im andern war die Frau 20 Jahre alt und beklagte sich, dass ihr 14-jähriger Mann noch nicht Mann sein könne. Auch mir zeigte man anscheinend 15-jährige Burschen mit noch halbkindischen Gesichtszügen und engen Schultern und sagte, sie könnten heirathen, wenn sich eine Braut fände. Schliesslich kann man folgern, dass die Ehe schon in der Pubertätszeit zugelassen wird, doch ist dies thatsächlich lange nicht immer der Fall. Wenigstens unter den Männern sind volljährige Subjekte (etwa 23—25 Jahr), die noch unverheirathet blieben, keine Seltenheit. Die Fälle, wo die Frau älter ist, sind selten, das Umgekehrte aber kommt häufig vor, ja manche erwachsene Männer nehmen sich 4—5jährige Frauen und erziehen sie bis zur Mannbarkeit.

Was die Heirathen unter nahen Verwandten betrifft, so weiss man, dass man zwar Vetter oder Cousinen heirathen könne, dass aber die Alten dies nicht recht gern erlauben, folglich muss auch dies Volk schon eine Erfahrung hinsichtlich der Schädlichkeit solcher Ehen haben. Ein Onkel kann auch wohl seine Nichte heirathen.

Die Frauen werden von den Männern im Allgemeinen gut behandelt, theils weil überhaupt die Sitten der Ghiliaken den Stempel einer instinktiven Humanität tragen, theils weil die Ehescheidung sehr leicht ist. Einem despotischen Manne wird seine Frau alsobald von einem Anbeter entführt, der sich mit ihm gewöhnlich durch Auszahlung des Kalim's abfindet. Mitunter kommt es vor, dass ein wohlhabender Mann sich mehrere Frauen hält, aber sich nur der Lieblingsfrau nähert und die andern als Arbeiterinnen exploitirt. Da gibt es meist bald Zänkereien und die Zurückgesetzten suchen sich aus dieser Lage zu befreien. In allen andern Hinsichten werden übrigens auch solche Arbeitsfrauen gut behandelt, zumal man ihrer Arbeit sehr bedarf. So lange eine Frau arbeiten kann, besonders wenn sie im Nähen geschickt ist, kann sie immer einen Mann finden.

Im Allgemeinen kann man folgern, dass die Frau bei den Ghiliaken theoretisch gewissermaassen weniger als der Mann zu gelten scheint, dass dies aber thatsächlich keine Folgen hat, ja dass sich das Verhältniss manchmal umkehrt. Das Geringersein der Frau spiegelt sich in dem Kalimzahlen, was eigentlich eine Art von Abkaufen ist. Ferner wird die Wittwe gewissermaassen von dem Bruder oder sonstigen nächsten Verwandten des Abgelebten geerbt. Jedoch ist diese Erbschaft nur Gewohnheitssache; will die Wittwe einen andern heirathen, so kann sie es, nur muss dieser den Kalim zurückzahlen. Auch nimmt die Frau an den grösseren Berathungen keinen Theil. Andererseits widerum kann sie eine unabhängige und geachtete Stellung einnehmen, sie kann z. B. Schamanine sein. Sie kann ihr eigenes Vermögen haben und kann erben, obzwar meist weniger, als ihre Brüder. Will eine Wittwe gar nicht mehr heirathen, so ist ihr das nicht nur erlaubt, sondern sie gewinnt dabei an Achtung.

Bei der Verheirathung eines Mädchens aus dem elterlichen Hause gibt der Wille der Eltern gewöhnlich den Ausschlag, und zwar wird in der Regel der Wohlhabende bevorzugt. Aber, obgleich der Geschmack des Mädchens dabei nicht sonderlich berücksichtigt wird, so hat das aus dem obenerwähnten Grunde meist keine schlechten Folgen, indem sich die Frau, wenn es ihr schlecht geht, von einem Anbeter entführen lässt. Im gewöhnlichen Leben zeigt die Frau dem Manne gegenüber keinerlei Unterwürfigkeit, im Kreise ihres Waltens ist sie ganz unabhängig und im Familienrath gilt ihre Meinung nicht weniger, als die des Mannes.

Die Begrüssungen und Zärtlichkeitsbeweisungen unter Mann und

Frau sind höchst primitiv und sparsam, wie sie es überhaupt bei den Ghiliaken sind. Kuss und Handedruck werden nur bei besonderen Gelegenheiten praktisirt, wovon noch später die Rede sein wird. Mann und Frau küssen sich sehr selten; sogar wenn der Mann Abschied nimmt oder von einer Reise heimkehrt, kommen weder Küsse noch Umarmungen oder Händedruck vor, nur Glückwünsche werden gewechselt, und auch die sind ziemlich trocken. Dafür gibt es andrer Art Liebkosungen, welche schwerlich Beifall finden werden. Nämlich die Frau sucht in zärtlichen Stunden in des Mannes Haaren nach Läusen und knackt das erjagte Wild auf ihren Zähnen. Bisweilen thut dies auch umgekehrt der Mann seiner Dame. Eine andere Zärtlichkeitsbezeugung besteht darin, dass man sich gegenseitig das Gesicht mit Speichel abwäscht.

Das Entführen der Frauen geschieht immer mit ihrer eigenen Einwilligung. Während der Abwesenheit des Mannes erscheint plötzlich der Anbeter mit einigen Gefährten, die Dame wird auf den Schlitten oder in's Boot gesetzt und die Gesellschaft verschwindet. Manche Männer ergeben sich aber nicht so leicht in ihr Schicksal, sie verfolgen die Entführte und suchen ihrer durch List oder gar durch Gewalt wieder habhaft zu werden. Manche rächen sich und es kommt zu Kampf und Todtschlag, doch sind dies seltene Fälle. Die Streitigkeiten der Ghiliaken entstehen fast immer aus solcher Art Ursachen. Wenn es dem entlaufenen Paare gelingt, sich irgendwo in der Taiga ein ganzes Jahr lang zu verbergen, so wird gewöhnlich schon zu dessen Gunsten entschieden und der erste Mann muss seine Ansprüche bei Seite setzen. In den letzten Jahren haben sich Manche einer besonderen List bedient, um sich ihre Frauen zu sichern. Solche Kerle, die wahrscheinlich nicht zu den Besten gehörten und daher Aussicht hatten, dereinst von den Frauen verlassen zu werden, liessen sich vom russischen Priester taufen, weil sie wissen, dass die Ehe nach der griechischen Religion permanent bleiben muss, dass sie folglich im Fall eines Entlaufens das Recht haben, den Schutz des Isprawniks in Anspruch zu nehmen. Es ist übrigens zweifelhaft, ob ihnen dieses Manöver auf die Dauer helfen wird, denn solche Getaufte, die es sich überhaupt nicht einfallen lassen, ihr Christenthum später aufzufrischen, werden in den amtlichen Kreisen bald vergessen. Niemand, weiss wo und wer sie eigentlich sind, die Wildniss ist gross und das Nachsuchen ist mehr als beschwerlich.

Hatte die von einem Anderen entführte Frau Kinder aus der ersten Ehe, so bleiben diese gewöhnlich beim Vater.

Die *Kindererziehung*. Wenn sich die Schwangerschaft ihrem Ende naht, so wird die Frau auf 10 Tage[1] aus dem Hause in eine Hütte aus Birkenrinde gebracht, in welcher ein kleines Feuer brennt. Dieser Gebrauch, welcher bekanntlich auch bei einigen andern wilden Völkern, z. B. bei den Ostjaken, existirt, wird bei den Ghiliaken bis jetzt mit aller Strenge beobachtet und zwar auch im Winter, während der stärksten Kälte, in Folge dessen das Neugeborene bisweilen erfriert. Begreiflicherweise muss ein Kind, welches solch eine Probe durchgemacht hat, kräftig sein. Auch die Mutter beweist dabei, was für Strapazen diese Menschen auszuhalten vermögen. Während der ganzen Zeit ihres Aufenthalts in der Hütte werden nur Frauen zu ihr gelassen, öfters muss sie auch selbst ihre eigene Hebamme sein. Niemand konnte mir sagen, was eigentlich der Sinn dieses Gebrauches sei; am Wahrscheinlichsten aber wird er nicht durch eine «Unreinlichkeit» der Gebärenden zu erklären sein, sondern ist einem andern Aberglauben verwandt, von dem noch später die Rede sein wird, der übrigens ursprünglich vielleicht eine hygieinische Maassregel war. Dass keine mystische «Unreinlichkeit» dabei vorausgesetzt wird, sieht man schon daraus, dass die Wöchnerin bei ihrer Rückkehr in das Haus keinerlei «reinigenden» Formalitäten unterworfen wird.

Das Abwaschen des Neugeborenen wird gleichfalls in jenem improvisirten Gebärlokal vorgenommen, wo es auch sonst die ersten Bäder bekommt. Brustkinder werden 2 Mal täglich gebadet, dafür aber werden grössere Kinder selten gewaschen. Erwachsene Ghiliaken halten das Waschen für Luxus, manche thun es nie und überlassen es dem Zufall, welcher sie unter Regen bringt oder in's Wasser fallen lässt, manche aber waschen sich zuweilen sogar mit Seife (die bei den Russen gekauft wird). Der Kopf wird mit einem hölzernen (chinesischen) Kamme gekämmt, wobei die Haare mit Fett geschmiert und auf Läuse Jagd gemacht wird. Das Kämmen geschieht auch lange nicht alle Tage.

Die Kinder bleiben gegen zwei Jahre an der Brust. Ganz kleine werden in einer auf der Diele stehenden Wiege gehalten, sobald sie aber 3—4 Monat alt sind, werden sie schon in ein besonderes, trogartiges Bettchen gelegt. Das Tröglein ist an dem einen Ende offen und etwas zugespitzt, am andern hat der Boden ein Loch. Das

[1] Die Dauer dieses Exil's ist nicht bei Allen dieselbe. Von einigen hörte ich, das 8 Tage genügten, auf Sachalin hingegen werden 12 angegeben.

Kind wird mit dem Rücken gegen den Boden, den Kopf gegen das offene Ende gerichtet, angeschnürt und dann das Ganze in schräger Richtung aufgehängt. Das besagte Loch dient dabei als Abzugskanal Wenn die Mutter auf längere Zeit von Hause geht, so bindet sie sich diese Wiege auf den Rücken.

Wenn der Ghiliakenknabe nicht mehr der Obhut der Mutter bedarf, so fängt er an, den Vater auf seinen Fahrten zu begleiten und lernt dabei allmälig, was er für das Leben braucht. Viele Kinder rauchen schon, wenngleich nicht alle Väter ihnen dies erlauben[1].

Die Eltern gehen mit den Kindern zärtlich und nachsichtig um. Von der Mutter bekommen sie sogar Küsse, Speichelschmier und Läusesuchen. Püffe und Ruthen werden, wie es scheint, nie angewandt. Auch kann man nicht sagen, dass die Knaben einen Vorrang in der Liebe der Eltern besässen. Die Beschäftigungen und Spiele der Kinder bestehen im Baden (im Sommer), im Balgen und Kullern im Sande oder im Schnee, im Nachahmen dessen, was sie bei den Erwachsenen sehen, besonders im Bogenschiessen. Mitunter näht ihnen die Mutter einen ledernen Ball, den sie mit einem Stecken auf ebener Erde oder auf dem Eise vor sich hintreiben. Auch Weidenpfeifen verfertigen sich die Kinder.

[1] Die Jünger einer einseitigen Krankheitsätiologie könnten vielleicht die Ghiliaken zum lebendigen Beweise der Unschädlichkeit des Tabaks anführen: dies Volk ist durchschnittlich gesünder, als der Kulturmensch, auch die Zähne sind weiss und stark, und dennoch rauchen beide Geschlechter von Kindheit auf. Nichtsdestoweniger wäre dies ein Fehlschluss: eine einzelne gegebene Ursache wirkt immer verschieden, je nachdem die übrige Lebensweise ist. So ist z. B. die Wirkung einer starken Cigarre ganz verschieden, wenn man sie draussen bei kaltem Wetter, oder aber im warmen Zimmer bei Kopfarbeit raucht, sie wird im letzteren Falle ziemlich bald nervöses Herzklopfen erzeugen. Ferner muss das angeborene organische Kapital, über welches der Mensch disponirt, in Rechnung genommen werden. Der Kulturmensch müsste zuvor bei seiner Geburt solche Proben durchmachen, wie der Ghiliak, um mit ihm verglichen zu werden.

(Schluss folgt.)

Arbeiten sind flüchtige Bemerkungen, die Uslar nicht einmal zu lithographiren sich entschloss; doch sind sie demohnerachtet sehr kostbar; besondere Bedeutung haben die Bemerkungen über die Sprache der Ubychen, eines Volkes, das völlig vom Kaukasus verschwunden ist.

(Schluss folgt).

Die Ghiliaken.

Eine ethnographische Skizze.

Von

Dr. N. Seeland.

(Schluss).

XI. Sittlichkeit und Verbrechen.

Die *Verbrechen* sind selten und weder manigfaltig noch raffinirt. Diese negative Seite der Sittlichkeit ist bei diesem Naturvolk viel weniger entwickelt, als die positive, d. h. die sittlichen Charaktereigenschaften. Manche derselben wurden schon in früheren Kapiteln berührt, jetzt wollen wir näher auf dieselben eingehen.

Erstens sind die Ghiliaken ein *muthiges* Volk. Nicht jeder zwar entschliesst sich, dem Bären einzeln mit der Lanze zu Leibe zu gehen, aber paarweise und mit Büchsen bewaffnet auf die Bärenjagd ziehen — ist etwas sehr gewöhnliches. Die Seehundsjagd auf Sachalin ist wegen des treibenden Eises mitunter mit grosser Gefahr verbunden. Selbst das Befahren der Küste und des Amurs in solchen Fahrzeugen, wie es die Ghiliakenböte sind, ist bei windigem Wetter durchaus nicht gefahrlos, besonders wenn man bedenkt, wie schlechte Schwimmer die Ghiliaken sind.

Man kann zwar nicht sagen, dass die Resignation und Geduld im Ertragen körperlicher Schmerzen gänzlich in das Gebiet der Sittlichkeit fiele, denn zum Theil wird sie auch durch eine gewisse Stumpfheit des Nervensystems bedingt; immerhin ist eine gewisse Selbstverläugnung dabei nicht zu verkennen. Die Ghiliaken aber sind grosse Dulder. Nicht bloss Hunger und physische Schmerzen, sondern auch die mit letzteren verbundenen physischen Leiden ertragen sie standhaft. Die Beraubung des Augenlichts, die Lähmung der Glieder u. dgl. entlockt ihnen kein Jammern und Klagen.

Schon das ruhige Zusammenleben mehrerer Familien in einem Hause, richtiger in einer Stube, weist auf *Friedfertigkeit* und *Nachsicht* hin. Zu wiederholten Malen hörte ich benachbarte Bauern die Ghiliaken ob dieser Eigenschaft loben; dabei wundern sie sich am meisten, dass «die Weiber sich vertragen». Das Haus gehört meist einem Eigenthümer, aber die Einwohner zahlen ihm Nichts, sie helfen ihm blos beim Repariren, beim Holzfällen u. s. w. Die zu den Hausbewohnern gehörenden Greise beiderlei Geschlechts werden mitunter die «Herren des Hauses» genannt. Alte Leute werden überhaupt sehr geachtet. Man lässt sie nicht arbeiten, reicht ihnen alles Nothwendige und befolgt ihren Rath.

Hülfe in der Noth ist bei den Ghiliaken entschieden mehr, als bei uns Kulturmenschen, an der Ordnung. Ist Jemand unverschuldet verarmt, so wird ihm sofort geholfen, für Verwandte werden auch Schulden bezahlt. Ebenso sind Leute, die in Folge von Krankheit arbeitsunfahig wurden, eines Unterhalts von Seiten ihrer Verwandten und Nachbaren gewiss. Für Kranke wird überhaupt eifrig gesorgt, nur wenn die Agonie begann, so wird der Sterbende einer harten Prozedur unterworfen, d. h. er wird aus dem Hause in die freie Luft getragen und zwar zu jeder Jahreszeit und bleibt da, bis er todt ist. Dieser Brauch wurzelt in dem Glauben, dass ein Todter dem Hause Unglück bringe und dieses, falls ein Mensch darin stirbt, abgebrochen werden müsse. Uebrigens ist der Kranke, welcher jener Maassregel unterworfen wird, gewöhnlich schon in einem Zustande der Bewustlosigkeit. Wie es scheint, werden auch die Gebärenden aus derselben Ursache entfernt.

In Gefahr und Noth helfen die Ghiliaken auch Nicht - Ghiliaken gern, geschweige ihren Stammgenossen. Zweierlei Ausnahmen muss ich hierbei erwähnen. Von Russen hörte ich zu wiederholten Malen, dass ein Ghiliak, der dem Ertrinken nahe sei, auf keine Hülfe von Seiten der Seinigen rechnen dürfe, dass man ihn vielmehr mit fatalistischer Ruhe untergehen sehe und sich damit tröste, dass er «oben nöthig wäre». Ausserdem heisst es, dass die sachalinschen Ghiliaken sich in Acht nähmen, einem Menschen, der in die Umarmungen eines Bären gerieth, zu helfen, denn hierin sehe man eine Strafe Gottes. Ein solcher Todter wird nicht verbrannt, sondern zusammen mit der Leiche des Bären, falls man diesen tödtet, verscharrt; dabei werden Stücke des Bärenfleisches und Fetzen von der Kleidung des Gemordeten nach verschiedenen Seiten auseinander geworfen. Die Ghiliaken, welche ich wegen des Ertrinkenden befragte, bezeugten

einstimmig, dass man ihnen stets nach Kräften helfe und zeigten mir Einige, die eben dadurch gerettet worden waren, dass man ihnen vom Ufer zu Hülfe kam. Ferner muss in Betracht gezogen werden, dass, wenn man jeden vom Bären Ueberfallenen ohne Weiteres seinem Schicksale überliesse, es ja keinen Sinn hätte, paarweise, oder zu drei auf die Bärenjagd zu gehen, da Letzteres gegenseitige Hülfe voraussetzt. Schliesslich verdient diese Frage zwar noch weiter untersucht zu werden, immerhin glaube ich, dass jener Fatalismus durchaus nicht in allen, sondern nur in gewissen Fällen zum Vorschein kommt, in solchen nämlich, wo der Aberglaube aus irgend einer speziellen Ursache erregt wurde.

Aber nicht nur ihren Stammesgenossen, auch fremden Menschen helfen die Ghiliaken nach Kräften aus der Noth. Zu wiederholten Malen retteten sie entlaufenen Sträflingen das Leben, wofür sie bisweilen obendrein noch schlechten Dank ernteten. Davon noch später.

Gastfreundschaft wird entschieden gepflegt.

Was *Betrug* betrifft, so ist er unter den Ghiliaken selbst höchst selten, hinsichtlich der Russen aber kommt er vor. Die Prellerei besteht gewöhnlich darin, dass ein Ghiliak sich bei einem Russen zum voraus Geld ausbittet, ihm dafür verspricht Fische, Zobel u. dgl. zu bringen und dann nicht wieder kommt. Keineswegs ist man aber berechtigt, hieraus zu schliessen, dass dies Volk zweierlei Sittenregeln habe, was ja schon dem Obigen widerspräche; der Unterschied erklärt sich viel einfacher. Einem Russen Etwas zu theuer zu verkaufen, oder Geld zu nehmen und nicht Wort zu halten —, so was erlaubt sich Mancher, weil die Russen überhaupt für reicher und mächtiger gehalten werden, und er glaubt, einem armen Ghiliaken könne er es schon nachsehen. Doch ungleich häufiger war der Beweggrund der, dass der Kulturmensch selbst dem Ghiliaken in der Prellerei voranging. Von russischen und chinesischen Krämern wurde ihnen oft arg mitgespielt, ja es ist vorgekommen, dass sich ein ausser Geduld und Fassung gebrachter Ghiliak mit der Lanze auf seinen unverschämten Gläubiger stürzte, um so dessen immer wachsenden Forderungen ein Ende zu machen. Es ist eigentlich ein Wunder, dass dennoch die Mehrzahl der Ghiliaken, nachdem sie von solchen Lehrmeistern unterrichtet worden, sich des Betrügens enthält, was ihnen denn auch von anständigen Russen hoch angerechnet wird. Mehrmals hörte ich Bauern aus benachbarten Dörfern sagen: »die Ghiliaken sind im Allgemeinen ehrlicher, als unsereins, besonders aber diejenigen, welche in entlegenen Dörfern

leben, denn diese erlauben sich auch nicht einmal gegen Fremde einen Betrug»[1]. Man muss übrigens nicht glauben, dass die Bauern selbst durchschnittlich Betrüger wären, im Gegentheil sind sie ein ganz gutes Volk, was also dem Vergleich einen noch höhern Werth gibt. Leider sind Fälle vorgekommen, wo den Ghiliaken auch von anständigen Leuten, z. B. von Soldaten, die sich bis dahin gut aufgeführt hatten, Kränkungen zugefügt wurden. Meist hat man darin nichts anderes zu suchen, als die eigenthümliche Art, wie der ungebildete Mensch fremde Völker beurtheilt. Er ist gewissermaassen geneigt, Fremde sich gegenüber für rechtlos zu halten. Doch ist diese Thatsache in neuerer Zeit von einigen Philosophen arg missbraucht und verdreht worden. Schon oben sahen wir, dass die Ghiliaken selbst im Grunde sowohl in Stammesgenossen, als in Fremden Menschen zu sehen und mit ihnen Mitleid zu fühlen verstehen. Nur muss man festhalten, dass, wenn es sich um einen Fremden handelt, die sittlichen Regungen, das Mitleid, die Mitfreude, das Gerechtigkeitsgefühl u. s. w., eher als sonst den egoistischen Platz machen. Alles, was das Mitgefühl niederzuhalten vermag — Habsucht, Rachsucht u. s. w. — platzt leichter hervor, wenn man Fremden gegenüber steht. Die Ghiliaken haben sich leider der civilisirten Welt gleich bei der ersten Bekanntschaft schlecht empfohlen. Der französische Missionär La Brunière, der im Jahre 1848 aus China, über Ussuri und Amur bis zu den Ghiliaken kam, wurde von ihnen aus ganz gemeiner Raublust geplündert und ermordet. Doch war und blieb dieser Fall eine Ausnahme. Das Dorf Waida (32 Werst von der jetzigen Stadt Nikolajewsk) hat jetzt noch gegen 200 Einwohner, damals war es um ein Drittel grösser, an dem Verbrechen aber betheiligten sich 7—8 Menschen (von denen jetzt keiner mehr lebt).

Ueberhaupt kommen *Mord* und *Todtschlag* sehr selten vor. In den meisten Fällen sind Streitigkeiten des schönen Geschlechts wegen die Ursache. Die Verwandten des Getödteten nahmen sonst regelmässig zur Blutrache ihre Zuflucht, jetzt aber reichen sie meist Klagen bei der russischen Administration ein.

[1] Mir selbst kam folgender Fall vor. Ich kaufte einer Ghiliakin ihre Ohrringe ab und gab ihr ein Rubelpapier, da ich nichts Kleineres mit hatte. Die Frau nahm das Geld mit Vergnügen und mit einem gewissen Erstaunen. Eine Weile später aber, als der kleine Dampfer, mit dem ich gekommen war, den Anker lichtete, kam plötzlich die Ghiliakin wieder auf einem Boote angefahren und rief mir zu, dass die Ohrringe «nicht silberne, ganz einfache» wären. Offenbar wollte sie nicht für eine Betrügerin gelten.

Die *Prostitution* im eigentlichen Sinne existirt nicht, vorübergehende Liebeshändel aber sind eben nicht allzu sehr verpönt. Eine Ghiliakin, deren Mann abwesend, lässt sich wohl von einem Durchreisenden überreden, und der Mann selbst nimmt es ihr nicht allzu übel, wenn nur Nichts hinterher folgt. Ueberhaupt haben Jungfräulichkeit und Keuschheit zwar einen gewissen Werth, aber mit kleinen Versündigungen nimmt man es nicht streng. Ergibt sich jedoch eine Frau ganz einem Fremden, so wird sie verfolgt. Auf Sachalin kam ein Fall vor, wo die Ghiliaken eine solche Helena, die mit einem russischen Soldaten lebte und ihm ein Kind geboren hatte, tödten wollten.

Sodomie, *Onanismus* und ähnliche Unnatürlichkeiten scheinen den Ghiliaken ganz unbekannt zu sein. Diejenigen von ihnen, welche ich darüber befragte, sahen mich verwundert an und konnten nicht begreifen, um was es sich handle.

Was die *Schamhaftigkeit* betrifft, so ist sie verschieden, je nach der Art. In sexueller Hinsicht ist sie nicht sehr geschärft, wie wir schon aus Obigem sahen. Theilweise lässt schon das enge Beisammenwohnen keine besondere Subtilität aufkommen; vor Fremden übrigens suchen die Ghiliaken ihre Umarmungen zu verbergen. Ihre natürlichen Bedürfnisse machen sie zwar nicht gerade in Aller Gegenwart ab, doch schämt man sich vor dem andern Geschlecht nicht allzu sehr. Beim Urinlassen setzen sich Männer wie Frauen auf die Fersen. Den Körper vor fremden Männern zu entblössen, davor hüten sich die Frauen, wenigstens die jüngeren. Bei den Körpermessungen kostete es mir einige Mühe, die Ghiliakinnen dazu zu bewegen.

Die höhere Schamhaftigkeit kann zwar in allen ihren Erscheinungen hier nicht verfolgt werden, doch schämen sich die Ghiliaken, wie es scheint, am meisten, für Diebe oder Feiglinge gehalten zu werden. Ihr ganzer Charakter und ihr Gewohnheitscyklus ist der Art, dass ihnen Schmeichelei und Selbsterniedrigung fremd sind. Mit Kniebeugungen aber nehmen sie es nicht so genau, gebrauchen sie jedoch meist nur, wenn sie dazu gezwungen werden. So müssen diejenigen Ghiliaken, welche sich entschliessen, mit Fellwaaren den Sungari hinauf zu den Chinesen zu fahren, regelmässig den chinesischen Beamten Kniebeugungen abstatten. Wahrscheinlich sind es auch die Chinesen, die sie mit solchen erniedrigenden Ehrfurchtsbezeugungen bekannt gemacht haben.

Die *Bettelei* existirt so gut wie garnicht bei den Ghiliaken. Das einzige Exemplar, welches man betteln sehen kann, ist der sogenannte Wanjka-Ghiliak, ein verkommener, halbidiotischer Bursche, der sich auf den Strassen von Nikolajewsk herumtreibt und schon langst seine Landsleute verlassen hat. Auch ist er der Einzige, den man in trunkenem Zustande taumelnd und lärmend schwärmen sehen kann. Im Allgemeinen ist die *Trunksucht* noch nicht so eingerissen, dass es professionelle Säufer gebe, was wohl theilweise daher kommt, dass die Ghiliaken den Branntwein nicht zu jeder Zeit haben können, denn dazu bedarf es einer Fahrt zu den Russen. Doch lieben sie ihn sehr, und leider ist wohl vorauszusehen, dass diese Gewohnheit mehr um sich greifen wird.

XII. Berathungen, Gerichtsbarkeit, Zweikämpfe, Verfolgung der Verbrecher.

Versammlungen und Berathungen kommen selten vor. Geschieht es, so sind gewöhnlich Frauenentführungen oder grössere Vergehen und Verbrechen der Gegenstand derselben. Die Frauen betheiligen sich nicht daran. Die Meinungen der bejahrten Leute geben gewöhnlich den Ausschlag. In Fällen von besonderer Wichtigkeit werden die Ghiliaken aus den umliegenden Dörfern hinzugezogen. Die Strafen für Verbrechen bestehen in Geldvergütigungen für die Klagenden, in Ausweisung des Schuldigen aus dem Dorfe, oder in einer Art Bann, demzufolge man jeglichen Verkehr mit ihm aufhebt. Zuweilen, aber doch selten, wird auch Todesstrafe ausgesprochen, was natürlich der russischen Administration verheimlicht wird. Was aber Körperstrafe betrifft, so sind die Ghiliaken keine Verfechter derselben. Sie wird zwar manchmal angewandt, doch spricht Einiges dafür, dass dies früher garnicht vorkam.

Bei Streitigkeiten zwischen zwei Männern kommt es manchmal zum *Zweikampf*. Er wird in Gegenwart von Zuschauern vollführt. Die Waffe besteht im Kaur, welcher aber in diesem Falle umgekehrt gehandhabt wird, d. h. geprügelt wird mit dem Ende, wo keine Eisenspitze ist. Der Herausforderer führt den ersten Schlag, die Schläge werden nach Kräften mit dem Stocke parirt. Die Prügelei dauert gewöhnlich bis sich Blut zeigt oder einer der Kämpfenden betäubt taumelt. Mit Todtschlag endet dieser Kampf selten. Mitunter, wenn sich zwei Ghiliaken gar zu sehr ereifern — was übrigens selten vorkommt — greifen sie zu den Messern und stechen dann ohne jegliche Regeln auf einander los.

Eine traurige Erscheinung ist die bisweilen auch von den Ghiliaken praktisirte Menschenjagd, d. h. die Verfolgung flüchtiger russischer Verbrecher. Solche Flüchtlinge oder sog. *Brodiagen*, d. h. Herumtreiber, sind in Sibirien eine gewöhnliche Erscheinung auf allen grossen Strassen, und die Strömung, in welcher sich dieses Element bewegt, ist immer dieselbe, d. h. von Osten nach Westen. Die allermeisten von ihnen sind der Zwangsarbeit entlaufene Sträflinge. Seitdem die Insel Sachalin zu einem Hauptdeportationspunkt für nichtpolitische Verbrecher erkoren wurde, wird auch das Amurland von Brodiagen durchzogen. Die wenigsten von ihnen fliehen, um die Heimath, d. h. das europäische Russland, zu erreichen. Obgleich der Gedanke an die Heimath, an das Geburtsdorf und die Familie notorisch selbst in den verstocktesten Verbrechern warme, zarte Regungen zu erwecken vermag, so kennen doch die Flüchtlinge die Wahrscheinlichkeit eines Arrestes zu gut, um sich viel Hoffnungen zu machen. Das gewöhnlichste praktische Ziel, welches sie sich vorstecken, ist — im Fall einer Einfangung nicht erkannt und infolge dessen in die Bruttoklasse der «Brodiagen» eingereiht zu werden, wo sie zwar auch zu Zwangsarbeit verurtheilt werden, aber nur auf einige Jahre, nach denen sie sibirische Ansiedler werden können. Manche endlich fliehen ohne sonstige Hoffnungen, blos aus einem unbezwinglichen Hang nach Zerstreuung und Freiheit, obgleich sie wissen, dass sie schon allzugut bekannt sind und sich nur eine Verschärfung der Strafe zuziehen können.

Die Entbehrungen und Gefahren, welche diese Unglücklichen mitunter, besonders im Winter, auszustehen haben, sind haarsträubend, und Manches, was sie davon wie etwas ganz gewöhnliches erzählen, klingt wie ein Heldengedicht. Ein bedeutender Theil kommt auf der Flucht ganz um. Eine der Gefahren, vor der sie sich im Amurlande und in Transbaikalien zu wahren haben, ist die Verfolgung von Seiten der Eingeborenen, worin sich besonders die Stammesgenossen der Hunnen, die wilden Buriaten am Baikalsee hervorthun. Ein Brodiaga ist ihnen so gut wie ein Stück Wild, sie schiessen auf ihn, wo sie ihn treffen, und nehmen, was sie an dem Getödteten finden. Sie thun dies in aller Sicherheit, da sie wissen, dass keine Erkundigungen darüber eingezogen werden. In der letzten Zeit hat sich dieser bestialische Brauch auch bei den Golden und Ghiliaken eingeschlichen. Den ersten Anstoss zu diesen Feindseligkeiten haben die Brodiagen selbst gegeben. Die Mehrzahl derselben besteht aus ganz zahmen, friedlichen Menschen, die froh sind, wenn

man sie selbst in Ruhe lässt, desshalb werden sie von der russischen Bevölkerung überhaupt wenig gefürchtet; man gibt ihnen Nachtquartier, ein Stück Brod und Niemand denkt daran, dem Amtmann Etwas anzuzeigen. Doch sind leider unter diesen «Unglücklichen»[1] bisweilen auch wirkliche Bösewichter, die ihre Wolfsnatur nicht verbergen können. Ferner kommen unter den Deportirten nicht allzu selten Menschen vor, die Nichts anders, als an Mania homicida leidende Gemüthskranke sind, deren Platz am wenigsten in einer Strafkolonie wäre. Solche Kunden nun geben auf der Flucht Unfug an. Es sind Fälle bekannt, wo ganze Ghilakenfamilien gemordet wurden, sogar von solchen, die von den Eingeborenen gastlich aufgenommen worden waren. Demnach kann man sich denken, dass auch die Ghiliaken später andre Saiten aufzogen. Hin und wieder mögen nach solchen Antecedentien auch Hab- und Raubsucht in der Seele des Wilden auftauchen, obwohl bei einem solchen Flüchtling nicht viel zu haben ist. Daher meiden die Brodiagen jetzt am liebsten die Dörfer der Eingeborenen, und müssen sie einmal in der Nähe passiren, so thun sie dies truppweise und nehmen überhaupt Vorsichtsmaassregeln. Und dennoch kommt es vor, dass hier und da einer von diesen Armen im Walde von Ghiliaken niedergeschossen wird, wenn auch die Mehrzahl der Letzteren bis jetzt nicht daran denkt, sich mit einer so schmählichen Jagd zu befassen.

XIII. Oekonomische und soziale Zustände.

Von organisirten, geschweige geschriebenen Gesetzen ist bei den Ghiliaken keine Rede. Nichtsdestoweniger ist das Gewohnheitsrecht, welches für stabile Gesetze funktionirt, billig und gerecht. Der Schatten eines Vorrechts lässt sich nur da bemerken, wo dasselbe wirkliche Vorzüge begleitet. Aber selbst das Uebergewicht der natürlichen Anlagen ist meist sehr bescheiden, das Volk besteht aus Individuen, unter denen sowohl die Fähigkeiten, als die Güter, die ihnen aus der Natur zufliessen, so ziemlich gleichmässig vertheilt sind.

Es gibt «reiche» und «arme» Ghiliaken, doch sind diese Benennungen hier sehr bedingt zu verstehen. Ein Wohlhabender, der im Stande ist, 3—4 Frauen zu ernähren, ist eine seltene Ausnahme. Ausser einer grösseren Anzahl von Frauen hält sich der «Reiche» Dinge, welche einen gewissen Werth haben, als da sind «schöne»

[1] So nennt sie das sibirische Volk, welches zum Theil selbst von Verschickten abstammt und an sich selbst Erfahrungen machen konnte, welche das Wort der Stael «tout savoir c'est tout pardonner» bestätigen.

Kleider, gute und zahlreiche Hunde u. s. w., aber mitunter auch ganz unnöthige Gegenstände, die bloss einen Scheineffekt machen, z. B. lange Stücke Goldstoffes (welche in griechischen Kirchen zu verschiedenen Verzierungen gebraucht werden). Auch die obengenannten unbeholfenen Panzer gehören zu solchen Luxusartikeln. Mancher Reiche hat ein Paar hundert Silberrubel im Kasten vorräthig liegen.

Umgekehrt gibt es sehr wenig solcher Ghiliaken, die nicht einmal im Stande sind, eine einzige Frau, oder gar sich selbst zu ernähren. Solche Individuen sind entweder Kranke oder Gewohnheitssäufer, äussere Ursachen der Armuth aber gibt es hier eigentlich nicht: Fisch, Wild, Holz, Beeren u. s. w. sind überall zu finden, nur muss man sich eigenhändig darum bemühen. Ein Fischmangel ist bei den Amurghiliaken eine seltene Ausnahme. Er kommt in solchen Jahren vor, wo sich die Kitá spärlicher zeigt (was meist mit sehr hohem Wasser zusammenfällt). Die Sachalinschen Ghiliaken haben öfter darüber zu klagen, weil dort die Lachsarten auch in gewöhnlichen Jahren nicht in so grosser Menge die Flüsse hinaufsteigen. Dafür gibt es dort mehr Bären, wesshalb die Inselghiliaken im Stande sind, von ihren festländischen Stammesgenossen für junge Bären gedörrten Fisch einzuhandeln.

Wenn es an Fischen gebricht, so isst der Ghiliak Cedernüsse, Beeren, Wild u. s. w. Alles dies ist freilich nur ein schwacher Ersatz, jedenfalls aber kann man hier nicht von «Hungersnoth» im buchstäblichen Sinne reden.

Unter gewöhnlichen Verhältnissen bedarf es geringer Mühe, um sich und seine Familie zu ernähren. Nur während des Lachsganges ist der Ghiliak angestrengt thätig, während der übrigen Zeit sind eigentlich nur die Frauen emsig. Die Männer schlafen zu Hause auch am Tage öfters und stehen nach Sonnenaufgang auf. Am Abend sitzen sie übrigens mitunter recht lange auf und plaudern. Wohlhabende festländische Ghiliaken halten sich bisweilen sogar russische Arbeiter. Die in den Goldsuchereien beschäftigten Leute nämlich werden im Herbst verabschiedet und könnten für ihren Lohn recht gut den Winter über existiren, aber Sparsamkeit fällt ihnen nie ein, in einigen Wochen ist Alles verprasst, und nun wissen sie nicht, wo sie hin sollen. Solche hungrige Burschen verlieren sich denn auch bis in die Ghiliakendörfer und verpflichten sich, für Beköstigung Holz zu hauen und dergleichen zu besorgen. Eine einförmige Arbeit ist den Ghiliaken verhasst. In der Umgegend von Nikolajewsk machen

sie sich noch manchmal an's Heumähen, um sich damit etwas zu verdienen; was aber Graben, Holzfällen, Sägen und ähnliche Arbeiten betrifft, so lassen sie sich dazu auch für gute Belohnung nicht verlocken. Dies weist übrigens wiederum darauf hin, dass auch ihre Noth nicht so gross zu sein pflegt. Handel, im Sinne eines Zwischenverkaufs, treiben die Ghiliaken fast nie.

Unter sich sind sie sehr pünktliche Zahler. Wenn ein Schuldner stirbt oder zum Arbeiten unfähig wird, so suchen die Verwandten seine Schuld abzutragen. Für Schuld in Knechtschaft oder Sklaverei zu gehen — das ist bei ihnen etwas ganz Unbekanntes.

Das *Erbschaftsrecht* ist sehr einfach. Die Habe des Vaters geht auf die Kinder über, wenn dieselben keine Mutter mehr haben. Sind die Kinder noch unmündig, so wird der Onkel oder sonst ein naher Verwandter ihr Vormund und gibt ihnen später ihre Habe zurück, falls dieselbe nicht gänzlich aufgezehrt oder verbraucht wurde. Ist eine Wittwe mit Kindern da, so bleibt das Vermögen ungetheilt in der Familie, und die Mutter heisst die »Aelteste« im Besitz. Ist die Wittwe kinderlos, so behält sie einen kleinen Theil, ungefähr ein Achtel des Vermögens, das Uebrige gehört den Verwandten des Verstorbenen. Will sie eine neue Ehe eingehen, so wird, wie gesagt meist der Bruder oder sonst ein naher Verwandter des Mannes ihr zweiter Gemahl, hat sie aber schon Kinder, so behalten letztere das Vermögen des Vaters. Will sie nicht wieder heirathen und ist sie arm, so muss ihr geholfen werden, was sie übrigens nach Kräften an Arbeit abträgt. Wenn ein Vater, dessen Frau schon früher starb, einen Sohn und eine Tochter hinterlässt, so wird das Vermögen gewöhnlich bei der Verheirathung der Tochter getheilt. Dabei wird darauf gesehen, welcher Art der Bräutigam ist: wird er von den Verwandten der Braut für tadellos gehalten, so bekommt die Braut die Hälfte, ist er aber nicht von der besten Art, so bekommt sie weniger, wahrscheinlich, damit er das Vermögen nicht durchbringe. Auf Sachalin hingegen sind nur die Söhne Erben der Eltern, und die Tochter werden statt dessen verheirathet. Wenn nach dem Tode der Eltern nur eine Tochter zurückbleibt, so bekommt sie gewöhnlich bei der Verheirathung einen Theil des Vermögens, das Uebrige behalten die Verwandten, die für sie sorgten. Wenn überhaupt eine Braut eine Mitgift hat, so hat der Mann kein Recht darauf, nur durch Missbrauch des Willens seiner Frau kann er sich desselben bemächtigen.

Zwar wird in dieser Erbfolge nicht überall und nicht immer auf

die nämliche Weise verfahren, im Allgemeinen aber kann man aus dem Gesagten Folgendes schliessen: a) die Kinder haben das Vorrecht vor den andern Verwandten; b) die Brüder haben dasselbe vor den Schwestern, vorausgesetzt, dass letztere heirathen, also das Vermögen ihres Mannes theilen; c) die gemeinschaftliche Nutzniessung des Hinterlassenen von Seiten der nächsten Verwandten ist etwas sehr Gewöhnliches; d) Frauen können erben und ihr Eigenes haben, doch werden sie durchschnittlich geringer bedacht, haben dafür aber das Recht des Unterhalts; e) Wittwen können Ansprüche auf eigenen Antheil machen, gewöhnlich aber sind sie in Gemeinschaft mit ihren Kindern Besitzer des hinterlassenen Vermögens.

Dem *Stande* nach sind alle Ghiliaken gleich. Privilegirte Stände oder Familien gibt es nicht. Hier und da leben Familien, die wegen Wohlhabenheit, Tapferkeit, oder weil ihr Ahnherr Gründer des Dorfes war, mehr angesehen sind, doch haben sie keinerlei wirkliche Vorrechte. Solche Familien haben auch Familiennamen (die im männlichen Geschlecht übertragen werden); viele Ghiliaken aber haben nur einen einzigen Namen, neben welchem der Name des Dorfes genannt wird, wenn sie von Auswärtigen unterschieden werden sollen. Manche, ob sie getauft oder ungetauft sind, bekommen ausser ihrem ghiliakischen diesen oder jenen russischen Namen, unter dem sie sogar ihren Stammesgenossen bekannt werden. Diese «Petka's», «Mikita's» u. s. w. sind gewöhnlich verständige Burschen und sprechen russisch.

In gleichem Maasse gibt und hat es bei diesem Volk nie *Sklaven* gegeben. Nur persönliche Vorzüge, sei es Tapferkeit, Reichthum, Alter oder Verstand, geben dem Menschen eine gewisse Bedeutung. Wohlhabenheit hat hier um so eher ein Recht auf Achtung, als dieselbe meist durch wirkliche Vorzüge erworben wird — durch Muth, Arbeitsamkeit oder Ueberlegungskraft. Gegenüber solchen Geldaristokraten wird hier und da auch wohl ein gewisses äusseres Ceremoniell gebraucht. Wenn ein solcher zum Besuch kommt, so macht sowohl er, als der Hausherr eine Art Knixchen, darauf gibt er dem letzteren die Wange zum Kusse, selbst aber küsst er ihn nicht. Besondere Regeln oder obligatorische Ehrfurchtsbezeugungen gibt es übrigens keineswegs. Ueberhaupt werden Kuss, Beugungen und Händedruck von den Ghiliaken, wie schon oben angedeutet, sehr selten praktizirt.

Ausser den Greisen, den Reichen und den Tapfern, sind die Schamanen besonders angesehen, worin sich wiederum die Achtung

spiegelt, welche man einem überlegenen Verstande zollt. Die Schamanen bilden keinen geschlossenen Stand, sondern leben auf dieselbe Weise, wie die übrigen, sie ziehen aber dazu noch Einkünfte aus ihrem Handwerk. Häufig kommt es vor, dass der Schamane auch Sohn eines Schamanen ist und so gewissermaassen seine «Wissenschaft» geerbt hat. Manche aber gehen für ein bedeutendes Lehrgeld bei einem Schamanen in die Lehre, andere endlich werden es aus dem Steggreif, wenn sich die «Kraft» auf sie herablässt. Auch Frauen können, wie erwähnt, Schamanen sein. Sie sind durchschnittlich so vertheilt, dass grosse Dörfer je einen Schamanen haben, von den kleineren aber gehören mehrere zum Wirkungskreise eines Schamanen.

Die Thätigkeit dieser Priester wurzelt theilweise wohl in einem Selbstbetrug, jedenfalls aber mit einer gehörigen Zugabe von absichtlichem Betrug.

Zum Gluck sind sie selbst, wenn auch klüger, als die übrigen, doch noch nicht von Weitem her und haben desshalb dem Volke Nichts besonderes Schädliches beibringen und sich selbst keine allzu privilegirte Stellung schaffen können. Der Rath des Schamanen wird in solchen Fällen eingeholt, wo die alltägliche Erfahrung nicht ausreicht, aber der Rathgeber selbst wird meist nicht mit grosser Ehrfurcht behandelt. Die meisten Schamanen werden ohne jegliche Grüsse empfangen, nur den Berühmtheiten kommt man mit Knixen entgegen, hinter Ssofiisk war sogar einer, vor dem sich das ganze Haus auf die Knie stellte, wenn er in der Thür erschien, um seine Zaubereien vorzunehmen. Die Schamanen geniessen im Allgemeinen nicht nur eine gewisse Achtung, sondern man fürchtet sie auch; nichtsdestoweniger kommen Fälle vor, wo man ihnen für falsche Prophezeihungen oder ungeschickte Hülfe das Honorar vorenthält, ja dann und wann kriegen sie sogar Prügel. Die Zaubereien selbst werden später beschrieben werden.

Endlich gibt es sogenannte «Starosten[1]» d. h. Aeltesten, welche von den Amtmännern bestimmt werden. Sie sind aber eigentlich keine Schulzen, sie haben Nichts zu sagen und stellen fast nichts, als Vermittler vor, durch welche der Amtmann der Gemeinde seine Befehle übergibt, denn solche Starosten sprechen gut russisch und sind überhaupt verständige Leute.

[1] Dieses ist ein russisches Wort.

XIV. Vergnügungen und Feste. Leichenbestattung.

Leibliche Freuden nehmen bei solch einem Volke natürlich den wichtigsten Platz ein, und unter ihnen hauptsächlich die Freuden des Mahles und des Rauchens. Was Gerüche betrifft, so sind sie nicht sehr empfindlich, da Fische, Rauch und Seehundsfett für sie indifferent oder gar angenehm riechen. Fäulnissgeruch aber ist ihnen zuwider, und umgekehrt gefallen ihnen auch feine Gerüche: wenn ich ihnen versuchshalber ein Fläschchen Eau-de-Cologne vor die Nase hielt, so machten sie immer eine süsse Miene.

Unter den *Farben* ziehen die Ghiliaken roth und blau vor, doch gehören sie entschieden nicht zu den Völkern, welche gerade grellen Farben nachjagen. Viele von ihnen könnten sich z. B. statt des schmutzig-blauen ein rothes Hemd oder Kaftan anschaffen, aber sie denken nicht daran. Die farbigen Säume und Schnörkel an den Mützen und Unterröcken der Frauen sind Alles, sonst haben Kleider, Häuser, Waffen und Utensilien ein vorherrschend dunkles Colorit. Ein schwarzes Hundefell zum Ueberrock gilt, wie gesagt, für besonders schön.

Musik lieben die Ghiliaken. Wenn benachbarte russische Bauern auf ihrer Balalaika klimpern oder die Harmonika rühren, so hören anwesende Eingeborene gerne zu. Ihre eigene Musik ist sehr primitiv. Es ist eine Art Brummeisen, einem langezogenen Hufeisen ähnelnd. Das Instrument wird mit dem dicken Ende in eine Hand genommen, mit dem schmalen an den Mund gelegt, sodann die Zunge des Spielenden etwas vorgestreckt, indessen ein Finger der anderen Hande das Zünglein bald bei seinem Hakchen anzieht, bald loslässt. Das Zünglein vibrirt dabei, und es entsteht ein brummender Ton, den die Zunge des Spielenden verschiedenartig modifizirt. Nicht Alle verstehen auf dieser «Harmonika» zu spielen.

Ferner wird eine andere, durchaus embryonale Musik, oder besser ein klingender Lärm, folgendermaassen produzirt: ein trockene dünner Baumstamm wird dem Boden parallel an Stricken aufgehängt und nun mit Stöcken taktmässig darauf geschlagen. Während des Bärenfestes werden die Anwesenden auch mit dieser «Musik» delektirt: irgend ein Weib, das sich schon darauf versteht, ruft sich einen Schwarm Kinder zusammen und lässt sie, wie unter dem Kommando eines Kapellmeisters, den Stab mit Stöcken bearbeiten.

Auf der Reise, zur Winterzeit, singt der Ghiliak bisweilen ein einförmiges Lied, welches eigentlich blos aus allerlei unzusammenhängenden Sätzen besteht, über das, was ihm gerade in den Sinn kommt

oder in die Augen fällt. Wirkliche Lieder aber, die von Vater au den Sohn gehen, haben die Ghiliaken nicht und überhaupt sind sie geizig mit dem Singen. In einem Ghiliakendorf, im Hause oder auf Boten habe ich sie nie singen gehört. Es gibt übrigens hier und da unter ihnen Leute, die für Sänger gehalten werden, eine Art Improvisatoren, welche ihre Lieder den Andern zum Besten geben.

Der *Tanz* existirt garnicht bei den Ghiliaken, es sei denn, dass man die extemporirten Sprünge, womit sich bisweilen ein Angetrunkener seinen Muth kühlt, dahin rechne. Nicht umsonst hat schon das Gesicht des Ghiliaken den obenerwähnten Ausdruck. Es ist weder böse, noch traurig, aber eben so wenig fröhlich oder gemütlich; es ist ernst oder auch indifferent. Doch beeile ich mich hinzuzufügen, dass diese Unbeweglichkeit und Indifferenz nur bis zu einem gewissen Grade reicht. Seine Einbildungskraft und sein Humor sind nur nicht gleich bei der ersten Gelegenheit da, im Grunde aber besitzt er Beide. Einem Mährchenerzähler zuhören — gehört zu den beliebtesten Beschäftigungen an den Winterabenden, und die Stimme des Erzählers wird bald durch Ausrufungen, bald durch Gelächter unterbrochen.

Feier- und Festtage. Besondere Ruhetage, welche z. B. dem Sontage entsprächen, gibt es nicht. Das Bärenfest ist das Einzige, das diesen Namen verdient. Es wird ein Mal im Jahre, in unserem Januar gefeiert, dauert an zwei Wochen und wird von verschiedenen Belustigungen begleitet. Junge Bären, welche, wie erwähnt, zu diesem Feste aufgezogen werden, holt man sich direkt aus der Höhle oder kauft sie von den sachalinischen Stammesgenossen. Für einen einjahrigen werden mitunter 100 Rubel und mehr gezahlt. Der junge Petz wird in einem ausgehölten Baumstamme, an dem er mit einer Kette befestigt ist, gehalten und so per Schlitten transportirt. Die Jurten, wo dieser Reisende anhält, werden für besonders glücklich gehalten. Es kam dann und wann vor, dass der Bär, aus Unvorsichtigkeit seiner Begleiter, ein Kind todt drückte, aber ein solcher Unglücksfall wird von den Eltern nicht betrauert, — er gilt für ein gutes Zeichen.

Der Bär wird in seiner neuen Heimath in einem besonderen Verhau gehalten. Seine Versorgung mit Futter und Wasser wird einer alteren Frau aufgetragen. Das Wasser wird ihm in einem langen holzernen Löffel gereicht, den man durch ein Fensterchen hineinschiebt. Seine Hauptspeise ist gedörrter Fisch, bisweilen bekommt er auch Hirse und verschiedene Abfälle.

Bären gibt es nicht in jedem Dorfe, daher kommen gewöhnlich zu dem Feste Menschen aus mehreren Dörfern zusammen, auch aus solchen, wo das Fest schon früher zu Ende ging und der eigene Bär verspeist wurde. Oefters begeben sich sachalinsche Ghiliaken auf's Festland um diese Zeit, obgleich sie selbst besser mit Bären versorgt sind.

Ausser Schmausereien kommen bei dem Feste verschiedene Belustigungen vor. Zu letzteren gehören hauptsächlich das Hunderennen. Die Bahn auf dem Eise wird gereinigt und abgesteckt, und die schon dazu abgerichteten Hunde rennen um die Wette; manchmal laufen sie auch, einen Schlitten hinter sich herziehend.

Ausser dem Vergnügen hat dieses Hunderennen auch eine praktische Bedeutung, denn die guten Renner finden gleich Käufer. Und überhaupt ist das Bärenfest auch zugleich eine Art Jahrmarkt, wo man verschiedene Dinge tauscht.

Die Hauptperson des Festes, nämlich der Bär, wird die ganze Zeit über tüchtig gefüttert und zu wiederholten Malen durch das Dorf geführt, wobei er jedem Hause seinen Besuch abstattet, und zwar so, dass er den Weg aus einem Hause nach dem anderen immer in einem Winkel über das benachbarte Stück des Flusses machen muss. Durch diese symbolische Handlung wird dem Hause «ein Ueberfluss an Fischen gesichert». Geführt wird er immer von mehreren Männern, die eine entsprechende Zahl von Ketten oder Stricken nach verschiedenen Seiten stark ausspannen. In den Häusern wird er mit Fisch, Hirse und Preiselbeeren traktirt, mitunter aber auch geneckt. Manche Ghiliaken werfen sich dabei auch vor ihm nieder. Dies ist aber keineswegs eine Anbetung, wie Manche geglaubt haben. Einige thun es ganz einfach aus Spass, andere thun es im Ernst, indem sie dabei den Geist des Bären beschwören, sich an ihnen nach dessen Tode nicht zu rächen. Manches Mal bekommt der Bär keine derartige Ehrfurchtsbezeugungen.

Wenn die Zeit seines Opfertodes herannaht, so wird er an einen, in das Eis gehauenen Pfahl angebunden und nun mit Pfeilen beschossen, wobei sich die Schützen hervorzuthun suchen. Zuletzt wird dem unglücklichen Petz der Gnadenstoss mit der Lanze gegeben. Er verscheidet meist mit Ruhe und Majestät, die Vordertatzen über die verwundete Brust legend. Dabei hört man die Wärterin bisweilen laut weinen. Endlich werden Scheiterhaufen angezündet und die Ghiliaken setzen sich um sie herum. Stücke des Bärenfleisches werden herumgegeben und vor dem Verschlingen leicht

angebraten. Ueberhaupt sind Essen und Theetrinken die Hauptsache beim Bärenfeste. Die Stockmusik, welche hier zum Besten gegeben wird, wurde schon erwähnt. Eine ganz besondere Musik wird in dem Dorfe Kola produzirt. Dieses Dorf ist die äusserste nördliche Ghiliakenansiedlung, am Gestade des Ochotzkischen Meeres, etwa 200 Werst von Nikolajewsk[1]. Hier gibt es — was erst seit Kurzem bekannt wurde — zwei alte Kirchenglocken mit slavischen Inschriften. Was ihr Herkommen betrifft, so sollen sie in dem Fort Albasin, als dieses von den Chinesen zerstört wurde, genommen worden und seither den Eingeborenen des Amurlandes gehört haben. Ein alter Golde, auf den sie schliesslich gekommen waren, gab sie seiner, an einen Ghiliaken aus Kola verheiratheten Tochter mit, welche sie wahrscheinlich der Gemeinde verehrte, denn jetzt gehören sie persönlich Niemand, stehen aber im Rufe der Heiligkeit. Während des Bärenfestes läuten sie unaufhörlich und auch bei sonstigen ausserordentlichen Fällen bedienen sich ihrer die Schamanen auf verschiedene Weise.

Endlich sieht man manche der Besucher des Bärenfestes auch Karten und Dame spielen. Beides haben die Ghiliaken von den Russen oder Chinesen angenommen, die Passion dazu aber, durch welche sich die Letzteren auszeichnen, haben sie glücklicher Weise nicht mitgenommen. Sie spielen nicht um Geld und überhaupt ohne Leidenschaft. Karten werden sowohl russische als chinesische gebraucht[2].

Schliesslich muss hinzugefügt werden, dass dem Glauben der Ghiliaken nach dasjenige Dorf, in welchem am meisten Bären gefeiert und verspeist wurden, die meisten Aussichten auf Ueberfluss hat. Das Fell und der Schädel des getödteten Bären werden aufbewahrt und stellen eine Art Talismane vor.

Bisweilen machen sich die Ghiliaken auch ein *Schweinefest*, d. h. die Verzehrung eines Schweines, wenn sie desselben habhaft werden, wird von einigen Ceremonien begleitet. Das Schwein wird nicht durch die Thüre, sondern durch's Fenster in's Haus gebracht; auf der Diele werden ausser dem Schweine verschiedene Leckerbissen, wie Hirsegrütze, Beeren u. s. w., ferner alle vorräthigen Götzenbilder

[1] Diese Distanz ist übrigens nach dem Uferbogen berechnet; direkt würde sie bedeutend kürzer sein.

[2] Die chinesischen Spielkarten sind gegen 7 Ctm. lang aber nur 2 Ctm. breit und mit verschiedenen Figuren bemalt. Das Spiel hat ihrer gegen 120.

aufgestellt. Darauf wird den letzteren eine Verbeugung gemacht und der Schmaus geht los.

Auf Sachalin existirt noch ein Fest *Tscheung*, welches ungefähr in die Osterzeit fällt. Es besteht blos in einem Schmause, wobei vor dem Beginn Stücke von jeder Speise nach verschiedenen Seiten auseinander geworfen werden, wahrscheinlich um dadurch die Götter um Ueberfluss zu bitten.

Was die *Todtenbestattung* betrifft, so ist sie die nämliche, welche bei den alten Slaven existirte,[1] d. h. die Leichen werden verbrannt. Der Todte wird in Begleitung der Verwandten und Freunde in den Wald geführt oder getragen und auf einen Scheiterhaufen gelegt, wo er in 3—4 Stunden verbrennt. Der Schädel und die Extremitäten verbrennen in der Regel schneller als die Wirbelsäule. Um das Feuer herum stehen die wehklagenden Verwandten. Die Frauen lassen dabei zum Zeichen der Trauer ihre Haare fliegen, die Männer scheeren bisweilen die ihrigen kurz ab. Die Asche wird in ein Gefäss gesammelt und in das «Todtenhaus» gestellt. Letzteres ist dem Schnitt nach eine gewöhnliche Jurte, nur ganz klein, etwa wie ein grösseres Puppenhaus Unter demselben werden die Kleider, die Pfeife und Waffen des Verstorbenen vergraben. Manches Mal werden die Kleider aber auch verbrannt. Der Lieblingshund wird getödtet, aber nicht verbrannt, sondern von dem Trauergefolge verspeist. Auf Sachalin werden, wenn der Verstorbene ein wohlhabender Mann war, alle Hunde, die seinen Schlitten zum Scheiterhaufen führten, getödtet; arme Leute begnügen sich mit dem Verbrennen des Schlittens.

Es gibt keinen besonderen Ort für die Todtenhäuser, sie stehen einzeln und zerstreut im Walde, nicht allzuweit vom Dorfe. An gewissen Tagen kommen hier die Verwandten zu einer Todtenfeier zusammen. Durch's Fenster des Häuschens wird Hirse, eine gestopfte Pfeife u. dergl. für den Verschiedenen hineingelegt und alle Umstehenden stimmen ein lautes Klagelied an.

Die beschriebene Leichenbestattung ist aber nur bei den echten Ghiliaken üblich, d. h. auf Sachalin und auf dem Festlande den Amur hinauf bis zu Bogorodskoje. Die Sofiiskischen Ghiliaken versenken die Leichen ohne Sarg in eine Gruft. Der Verschiedene bekommt seine besten Kleider auf den Weg, ferner eine Schale mit Hirse, eine gestopfte Pfeife und etwas Branntwein. Am Kopf- und Fussende

[1] Der Araber Ibn-Foslan, welcher in den Jahren 921 und 922 das heutige Russland bereiste, sah die Leichenverbrennung bei den Stämmen, welche an den Ufern der Wolga — bei ihm Itil — lebten. (Spiess, Vorstellungen vom Zustande nach dem Tode. 1877.)

werden Pfähle eingerammt, auf welchen seine Waffen und andere Dinge hangen. Auch für diese Gräber gibt es keine bestimmten Orte. Bisweilen werden die Leichen, anstatt vergraben zu werden, in offenen Wiegen aus Geflecht an den Bäumen aufgehängt. Dies soll bei epidemischen Krankheiten gethan werden, also es geschieht gerade das, was nicht geschehen sollte. Da diese Todtenwiegen übrigens einzeln und in weiten Entfernungen von den Dörfern angebracht werden, so bringen die Verwesungsmiasmen wahrscheinlich keinen Schaden.

XV. Weltanschauung und Religion.

Die Ghiliaken sprechen im Allgemeinen nicht gern über transcendente Dinge. Mancher gibt Einem den Rath, den Schamanen um Auskunft zu bitten, da dieser es besser wisse. Mancher im Gegentheil beantwortet die ihm vorgelegten Fragen als wie ein Unbetheiligter, d. h. er sagt, der Schamane behaupte Dies oder Jenes, wobei er aber einen gewissen Zweifel durchscheinen lässt. Die Ghiliaken sind von überwiegend praktischem Gepräge und lieben das Grübeln nicht, ferner haben sie noch wenig feste Glaubenssätze, und ihre Propheten, d. h. die Schamanen, missbrauchen ihre Einbildungskraft mitunter so dreist, dass ihre Versicherungen in offenen Widerspruch mit denen ihrer Genossen oder mit der täglichen Erfahrung gerathen. Aus Gesprächen, aus Gebräuchen und Handlungen lässt wenigstens so viel folgern, dass sie an ein höchstes Wesen, an viele untergeordnete gute und böse Geister und an eine Unsterblichkeit glauben, dabei aber noch aus dem Fetischismus nicht heraus sind.

Gott (Kusch oder Kur) hat Alles gemacht, er lebt im Himmel und zeigt sich nie. Er wird zwar für gut gehalten, doch wird sonst nichts von seinen Eigenschaften erzählt. In einem Dorfe hörte ich übrigens, Gott ärgere sich sehr, wenn man einen Schamanen tödte; darin spiegelt sich schon so etwas wie priesterliche Selbstverherrlichung ab. Kusch wird nicht angebetet, man kümmert sich um ihn sehr wenig, nur hier und da wird ihm etwas geopfert, wobei übrigens auch noch die Frage bleibt, ob dies ihm oder seinen Untergeistern gilt. Wenn ein Ghiliak z. B. auf der Reise gefährliche Stellen passirt, so giesst er eine Schale Branntwein auf die Erde oder in's Wasser: dies ist das Opfer für Gott. Bisweilen wird ihm einer der besten Hunde geopfert, der darauf schliesslich verspeist wird. In der Nähe des Dorfes wird mitunter ein Pfahl in die Erde gerammt und unter ihm Hirse oder Fisch vergraben, auch an seine Spitze Tabak u. dgl.

gebunden, — Alles dies soll für das höchste Wesen gethan werden. Solch ein Pfahl bleibt stehen, bis er verfault.

Als Vollzieher der göttlichen Beschlüsse erscheint meist der *Bär*, welcher schlechte Menschen noch bei Lebzeiten bestraft. Ueberhaupt sind mit dem Bären einige abergläubische Ideen verknüpft, daher kann er als «heiliges» Thier gelten, für einen Gott oder Halbgott aber hält ihn Niemand.

Was den *Tiger* betrifft, so bekümmern sich die Ghiliaken nicht viel um ihn; da sie selten mit ihm zu thun haben. Die Golden aber und die Mandschuren halten ihn für viel mehr, als für ein wildes Thier. Es wird ihm eine geheimnissvolle Gewalt beigelegt, man spricht von ihm mit Vorsicht und nennt ihn «den ehrbaren Bunten» [1]. Dabei wird auch ihm nachgesagt, dass er nur böse Menschen überfalle. Wenn es übrigens hier oder da der Tiger zu arg treibt und den Mandschuren ihr Vieh mordet, so werden ihm Fallen gestellt, und fällt er hinein, so wird er getödtet. Doch auch danach wird er mit Ehrfurcht behandelt, d. h. seine Leiche vor das Götzenhaus gelegt und dort gehalten, bis sich Fäulniss zeigt. Ausser dem Felle werden auch Knochen und Galle sofort verkauft, denn erstere gelten den Chinesen als ein Mittel, den Menschen tapfer zu machen, und aus letzterer werden verschiedene Arzneien verfertigt.

Von den zahlreichen Geistern, von denen die Ghiliaken wissen wollen, sind einige gut und beschützen den Menschen, die Mehrzahl aber, mehr oder weniger boshaft, müssen daher durch Spenden gnädig gestimmt werden. Der Hauptmann der Bösen heisst Kins (auf Sachalin Kinsch) und ist gewissermaassen das, was andere Völker unter Teufel, Ahriman u. s. w. verstehen. Dasselbe Wort Kins bedeutet «Tod», letzterer ist also das Werk des Teufels. «Geist» und «Götze» werden beide mit dem Worte Kegn bezeichnet, denn die Götzenbilder sind nicht nur die Symbole, sondern zeitweise auch die Wohnung der Geister oder Kobolde. Gewöhnlich werden sie im Vorrathshaus gehalten und nur bei besonderen Gelegenheiten hervorgekramt. Wenn ein Götze «schwer» wird, so heisst das, dass sein Hausherr, der Kobold, zu Hause ist, wird er aber «leichter» als sonst, so treibt sich der Geist irgendwo herum. Die Opfer bestehen auch hier in Hirse, Tabak u. s. w., besonders häufig wird dem Götzen das Gesicht mit Preiselbeerensaft beschmiert, was kräftig zu wirken scheint. Auch Holzspähne werden ihm um den Hals gehangen. Die Götzen haben verschiedene Gestalten. Ein Schutzgeist z. B.

[1] Barabasch, Reise am Sungari 1874. (In russischer Sprache veröffentlicht.)

wohnt in einem hölzernen Kegel, der irgendwo in der Nähe der Jurte bei Bauen derselben aufgestellt wird. Wenn die Jurte abgebrochen werden muss, so bleibt der Götze, und es wird am neuen Wohnort ein neuer verfertigt. Manche Götzen sind grobe Nachahmungen von Menschen, andere haben die Form eines Bären und sind in sein Fell genäht, wieder andere die eines Vogels u. s. w. Manche menschliche Götzen stellen Kinder vor, andere — Greise. Einige haben Hände und Füsse, andere nur einen Kopf, welcher auf einem, mit einem Nabel versehenen Körper sitzt. Kleine Götzenbilder werden bisweilen als Talismane um den Hals getragen. Meist haben auch diese menschliche Formen, manche sehen aber auch ganz anders aus; so ist z. B. der Talisman gegen schwere Geburt eine aus Holz geschnitzte Figur, die einer doppelten Eichel gleicht.

Ausser den Götzenbildern haben einige, nicht von den Ghiliaken selbst produzirte, aber mehr oder weniger sonderbare Gegenstände eine geheimnissvolle Bedeutung für sie. Ein solcher Gegenstand steht auf dem sog. Tyr[1], etwa 80 Werst von Nikolajewsk. Auf einem hohen, abschüssigen Felsenufer stand hier ehemals ein buddhistischer Tempel, von dem jetzt nur noch einige steinerne Säulen mit chinesischen und mongolischen Inschriften nachblieben, welche von Klaproth und dem Archimandriten Avvakum entziffert wurden. Die eine bedeutet «Tempel des ewigen Friedens», die andere ist eine tibetanische Uebersetzung der sanskritischen heiligen Formel «Om mani padme hum», d. h. «O Edelstein im Lotos! Amen!» Der Tempel soll zu Tchingis-Chan's Zeiten existirt haben. Zu diesen Säulen nun kommen oft die benachbarten Ghiliaken und opfern vor ihnen, d. h. behängen sie mit Holzspänen, schütten Hirse oder Branntwein auf den Boden u. s. w. Besonders versprechen sie sich danach einen ergiebigen Fischfang.

In der Nähe des Dorfes Waida sieht man hoch über dem Wasser einen dünnen dürren Baumstamm mit kreisförmig auseinandergehenden Aesten, parallel dem Wasserniveau, aus einer steilen Felswand starren. Dieser Stamm hat bei den waidaschen Ghiliaken den Ruf eines Geheiligten. Auch er wird häufig mit Holzspänen behangen und über seinen Wurzeln, am Rande des Felsenufers, wird das Bärenfest abgehalten. Zu den geheiligten Gegenständen gehören auch die früher erwähnten Kirchenglocken.

[1] Von dem Ghiliakendorf Tyr.

An ein *künftiges Leben* glauben fast alle Ghiliaken, was man schon aus den verschiedenen, die Leichenbestattung begleitenden Gebräuchen schliessen kann. Das Leben in jener Welt stellt man sich ganz wie das diesseitige vor, mit dem Unterschied, dass es dort weder Tod noch Alter gibt. Ein verstorbener Greis wird dort wieder jung, ein Ehepaar vereinigt sich dort auf's Neue. Es gibt weder Paradies, noch Hölle [1]. Das Schicksal schlechter Menschen unterscheidet sich von dem der guten nur darin, dass die Seelen der ersteren nicht sofort in jene Welt gerathen, sondern sich noch eine Zeitlang auf Erden herumtreiben müssen, wobei sie sich aber in der Regel in ein Thier, besonders in einen Hund verwandeln müssen. Dies ist das ghiliakische Purgatorium, welches wahrlich nicht das absurdeste zu nennen ist. «Jene Welt» wird nicht nach unten, sondern nach oben, irgendwo im Himmel, versetzt.

Jedoch kommen schon unter diesen Wilden Skeptiker, oder besser gesagt, Ungläubige vor. So sagte ein sachalinscher Ghiliak einem durchreisenden russischen Priester, der ihn auf religiöse Themata sondirte, nach längerem Schweigen: «was haben wir mit Gott zu schaffen! gibt es genug Zobel und Fische, so leben wir, — wenn nicht, so müssen wir hungern». Ein anderer Ghiliak aus der Umgegend Sofiisk's negirte russischen Bauern gegenüber entschieden die Unsterblichkeit und sagte, auf einen Fisch weisend: «wie dieser Fisch, wenn ich ihn todtmache, verschwindet, so auch der Mensch».

Ungleich häufiger trifft man auf solche, die zwar ein höchstes Wesen und eine Unsterblichkeit anerkennen, aber sich wenig darum bekümmern. Manche glauben dabei nicht einmal an die Götzen, worin sich vielleicht schon die Meinungen Andersdenkender spiegeln. So hat das kleine Dorf Kukla in der Nähe von Nikolajewsk schon seit längerer Zeit weder Schamanen, noch Götzen. Zwei von da gebürtige Brüder, die mich besuchten, Beide aufgeweckte und gutmüthige Burschen, gestanden mir, dass sie an Gott glauben, die Götzen aber für Unsinn halten.

Die *Schamanen* sind die Vermittler zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Welt; sie sind den Uebrigen immer an Erfahrung und Scharfsinn überlegen, wodurch sie manches, z. B nahen Witterungswechsel, vorauszusehen verstehen und dadurch ihren Einfluss behaupten. Ihre Hauptaufgabe besteht in der Austreibung der Krankheiten, welche meist das Werk böser Geister sind. Nebenbei werden

[1] Ein ähnlicher Glaube soll bei den Eingeborenen Kamtschatka's herrschen.

sie auch bei anderen Gelegenheiten konsultirt. Es zeigen sich z. B. hier oder da zu wenig Fische; der Schamane wird befragt und befiehlt, einen Hund von solcher oder solcher Farbe zu tödten und ihn dem Flusse an dem bezeichneten Orte zu opfern. Die Opferspenden werden überhaupt nach den Vorschriften der Schamanen gemacht. Ein tuchtiger Schamane versteht «den Regen zu verjagen», indem er den Wolken droht und sie laut anschreit. Ebenso versteht er natürlich auch Gewitter und Regen zu machen: «sobald er sein Zauberlied anstimmt, zeigen sich auch sofort Regenwolken», sagte mir ein gläubiger Ghiliak. Auch Schaden bringen können seine Zaubereien: er kann z. B. machen, dass ein Mensch weit weg, in einem anderen Dorfe, an einem Fische oder Trunke stirbt, die andern nicht schaden, er kann das Dorf überschwemmen u. s. w. Vor den Zaubereien fürchtet man sich gelegentlich, der Zauberer selbst aber wird nicht verfolgt. Uebrigens sind die Schamanen, wenn Jemand sie reizt, meist so gnädig, es nur bei den Drohungen zu belassen, und obendrein glauben ihnen nicht mal Alle.

Wenn ein Schamane zu einem Kranken geladen wird, so erscheint er in seinem offiziellen Kostüm. Er trägt einen Gürtel, an dem eine Menge klappernder Blechstücke hängen. In den Händen hält er Trommel und Stab. Die Trommel ist etwa $^2/_3$ Meter lang und besteht aus einem hölzernen Ringe, über welchen Hirsch- oder Schweinshaut gespannt ist und an dem eine Menge Schellen hängen. Bald rührt er die Trommel, bald singt er leise oder flüstert Zauberformeln, geht dabei wie ein Uhrwerk hin und her, bis tief in die Nacht. Mitunter springt er über einen brennenden Holzhaufen, oder lässt den Kranken springen, falls dieser es kann. Manche Schamanen imponiren dem Publikum durch grössere Kunststücke; sie kommen mit Ketten beschwert heran, drehen sich rasend im Kreise herum, stürzen sich wohl auch im Zustande der Verzückung in's Feuer, und lassen die Anderen glauben, dass es ihnen nicht schade. Narkotische Getränke werden dabei nicht eingenommen, der Kranke bekommt bisweilen gewisse Kräuteraufgüsse, von denen die Schamanen heilsame Wirkungen erwarten. Die Zaubereien werden durch verschiedene Vorschriften, die Geister betreffend, bekräftigt. Neben dem Kranken wird z. B. ein menschlicher Götze aufgestellt und ihm das Gesicht mit Preiselbeeren gefärbt, dem Kranken selbst Holzspäne um den Hals gehangen und dgl. Oder der Schamane befiehlt die Kleider des Kranken im Walde aufzuhängen, ihm aber andere

anzuziehen: dies geschieht, um den Kobold, welcher ihn sonst in den alten Kleidern sah, zu überlisten.

Diese ärztlichen Zaubereien werden in der Regel am Abend, im Halbdunkel begonnen, wenn sowohl die Einbildungskraft reger wird, als auch ein Betrug sich leichter verbergen lässt. Die Schamanen suchen ihre Autorität auch durch verschiedene Kunststücke, die sonst keine praktische Bedeutung haben, zu befestigen. Sie schlucken z. B. Nadeln und Messer. Bei Sofiisk lebte unlängst ein gefeierter Zauberer, der sich die Augen ausnahm und sich Messer in den Bauch stiess, welche später mit den Exkrementen abgingen. Bei dieser Taschenspielerei wurde er von einem durchreisenden russischen Kaufmanne entlarvt. Es erwies sich, dass die Messerklinge, anstatt in den Bauch einzudringen, in den Hosen verschwand und dann in das untergehaltene Gefäss glitt. Danach verlor der Zauberer jeglichen Kredit.

Schliesslich muss hier noch einiger abergläubischer Gebräuche erwähnt werden. Wenn ein Ghiliak auf Reisen geht, so muss er kurz vor der Abfahrt in der Jurte etwas Wasser trinken; dasselbe thut er, sobald er von der Reise angekommen ist. Das Feuer des Heerdes ist auch den Ghiliaken gewissermaassen geheiligt, man trägt es nicht heraus und liebt es nicht, wenn ein Durchreisender seine Cigarre daran anzündet und dann das Haus verlässt.

Zu diesem Kapitel gehören auch noch einige Worte über die getauften Ghiliaken. Es sind ihrer nicht viele, wie viel aber eigentlich, darüber weiss man Nichts, schon deshalb nicht, weil sich mancher dieser »Christen« mehrere Male taufen lässt, z. B. in der Stadt und bei einem Dorfgeistlichen. Schon daraus sieht man wie viel sie von ihrer neuen Religion verstehen. Es wurde schon erwähnt, dass sie in der Taufe ein Mittel gegen die Entführung der Frauen zu sehen glauben. Die Getauften leben überhaupt ganz wie die Ungetauften, ihre Kinder werden meist nicht getauft, ihre Leichen werden verbrannt. Ihre Stammesgenossen verfolgen sie durchaus nicht: — ein getaufter Ghiliak wird von den Uebrigen etwa so betrachtet, wie Einer, dem eine besondere Bekanntschaft zu Theil ward.

XVI. Intellektuelle Entwickelung, Zeitrechnung, Legenden.

Die Ghiliaken *zählen* ziemlich hoch, zwei, fünftausend und mehr, doch brauchen sie natürlich solche grosse Zahlen fast nie. Das ghiliakische Jahr beträgt die Hälfte des wirklichen: der Winter, welcher wohl ein halbes Jahr dauert, wird für ein Jahr gerechnet, die

übrige Zeit des Jahres auch für eins. Für jede der vier Jahreszeiten, gibt es übrigens besondere Namen.

Den Weg verstehen die Ghiliaken nach den Sternen zu finden, wo der grosse Bär und der Polarstern des kleinen als Kennzeichen gelten. Ueber die Eigenschaften der Himmelskörper scheinen keine besondere Voraussetzungen zu existiren, von Einigen hörte ich übrigens, dass die Sonne und der Mond von Menschen bewohnt seien. Ob nicht eben dort «jene Welt» sei, darüber konnte ich nichts Positives erfahren. Nur Eins kann man sagen, dass sie, wie erwähnt nach oben verlegt wird, nicht unter die Erde, wie bei den alten Griechen.

Ihre Jahre zählen die Ghiliaken nicht, nur über ganz junge Leute kann man annähernde Aussagen hören, ältere können sich nicht mehr auf ihr Alter besinnen und antworten sofort: «der Ghiliak zählt seine Jahre nicht». Danach versteht es sich von selbst, dass von Chronologie und Geschichte bei ihnen keine Rede sein kann.

Die Mehrzahl weiss Nichts über die Vergangenheit. Doch hörte ich von einigen intelligenten Ghiliaken, dass «vor langer Zeit» einmal ein Krieg zwischen den Amurghiliaken und denen von Sachalin stattgefunden habe, dass Letztere mit einer grossen Menge Böten angekommen seien, aber eine Niederlage erlitten hätten. Auf Sachalin gibt es ebenfalls eine Tradition, derzufolge vor 3—4 Generationen ein sehr langer Krieg gewüthet habe, dessen Ursache die Entführung einer Frau gewesen sei. Ob dieser Krieg derselbe, von dem die Amurghiliaken erzählen, ist schwer zu sagen. Jedenfalls können die langen Intervalle zwischen solchen Kriegen für die Friedfertigkeit dieses Volkes zeugen. Von Gefechten mit den ersten russischen Ankömmlingen wissen die Ghiliaken Nichts.

Auf die Frage, ob sie immer die jetzigen Wohnorte inne gehabt hätten, antworten die Meisten kurz: «ich weiss es nicht», von Einem hörte ich jedoch, die Alten hätten ihm erzählt, dass ein Theil der Ghiliaken über das Meer gekommen sei, der andere von oben, d. h. ungefähr von da, wo die Stadt Blagoweschtschensk a. A. liegt. Sollte darunter nicht die Uebersiedelung aus Sachalin und die Vermischung der ersten Einwanderer mit den schon am Amur vorgefundenen Golden zu verstehen sein?

Frägt man, wie gross die Intelligenz der Ghiliaken ist, so kann man sagen, dass sie für Wilde recht intelligent sind. In den *Künsten* sind sie allerdings sehr zurück. Sie verstehen verschiedene Thiere zu zeichnen oder zu schnitzen; die Figuren sind grob, aber doch er-

kennbar. Musik und Poesie sind durchaus embryonal, aber wenigstens wird erstere gern gehört. Das *Gedächtniss* für Orte und Personen ist erstaunlich. Wenn ein Ghiliak irgendwo mit einem Fremden zusammentrifft, so erkennt er ihn nach vielen Jahren augenblicklich und besinnt sich dabei aller Nebenumstände, welche jene Begebenheit begleiteten. Auch für Sprachen ist ihr Gedächtniss nicht schlecht, wenigstens sprechen viele von ihnen russisch, was umgekehrt nicht der Fall ist. Ob das Gedächtniss der Ghiliaken auch für einen systematischen Unterricht tauglich sei, das ist allerdings noch eine Frage. Beim Unterricht kann man die verschiedenen Thatsachen nicht unmittelbar aufnehmen, sondern muss sie sich nach den Worten eines Anderen herrichten, braucht dazu also eine gewisse Einbildungskraft und Beurtheilung. In dem Dorfe Michailowskoje gab es eine Zeitlang eine Schule, wo Ghiliakenkinder im Lesen und Schreiben unterrichtet wurden. Dies lernten sie gut, Nichts anderes wurde ihnen aber dort beigebracht. Eine eigene Schrift haben die Ghiliaken natürlich nicht.

Neugier und *Wissbegierde* sind mittelmässig. Erstere beurtheile ich hier im Vergleich mit andern unkultivirten Völkern, welche ich zu beobachten Gelegenheit hatte, besonders mit den Baschkiren. Diese sind so zudringlich in ihrer Neugier, dass sie einem Durchreisenden keine Ruhe lassen. Natürlich sammeln sich auch die Ghiliaken um einen Fremden, der in einer ihrer Jurten anhält, aber sie thun dies nicht massenweise, sie halten sich in einer gewissen Entfernung und zerstreuen sich auch bald. Wenn sie zu einem Russen in's Haus kommen, so sehen sie sich wohl neugierig um, aber greifen nicht gleich nach Allem, was ihnen auffällt, und bitten sich keine Geschenke aus; hier wie in manchen andern Stücken, sind sie anständige Leute.

Wenn man sie in dieser Hinsicht loben muss, so ist andrerseits auch ihre Wissbegierde nicht so weit gereift, dass sie sich für die Triebfedern des Kulturlebens interessiren sollten. Einen Russen über eine Maschine, über Wirthschaftsfragen, Natur, Institutionen, Religion u. s. w. zu befragen fällt ihnen selten ein. Werden sie selbst auf solche Themata gebracht, so kann man sich allerdings mit den Klügeren einige Zeit unterhalten. Als Beispiel eines philosophischen Gesprächs mit einem Ghiliaken sei hier eine Unterredung jenes sachalinschen Ghiliaken, der von Gottes Walten Nichts bemerken wollte, mit dem russischen Priester[1] eingeschaltet. Nach Beendi-

[1] Dem jetzt verstorbenen V. Kasansky.

gung der religiösen Debatten fragte plötzlich der Ghiliak: «und warum sagen die Russen, dass sich die Erde um die Sonne drehe, da wir doch gerade das Umgekehrte sehen?» «Hast du Läuse auf dem Kopf?» war die Gegenfrage des Priesters. Der Ghiliak wurde etwas empfindlich, gestand aber, sie zuweilen zu haben. «Gut», fuhr der witzige Pope fort, «wenn nun so eine Laus in deinen Haaren sitzt und ausser ihnen Nichts sieht, und dann zu spazieren anfängt, so glaubt sie, dass sie alleine geht, der Kopf aber stille steht; und doch schwimmt dein Kopf derweile vielleicht mit dir im Boot. So sind auch wir Läuse auf der Erde: sie kann sich bewegen, aber wir merken Nichts davon». Der Ghiliak schmunzelte, aber erwiederte nichts auf den improvisirten astronomischen Beweis des Väterchens.

XVII. Die Krankheiten und deren Behandlung.

Die Ghiliaken sind überhaupt gesünder, als die Kulturvölker. Ihre Ausdauer beim Ertragen von Hunger und Kälte ist grossartig. Ein Paar Tage Nichts zu essen und dabei noch die Jagd in der Taigá fortzusetzen, oder stundenlang bis an die Brust im kältesten Wasser zu stehen — Alles dies ist ihnen Nichts. Dazu passt auch, dass schwächlicher Körperbau, Geburtsfehler, Fettbäuche, schlechte Zähne u. s. w. sehr selten bei ihnen vorkommen. Hermaphroditismus ist die einzige Missbildung, die mir bekannt wurde.

Die *konstitutionellen Krankheiten* und die Neubildungen haben nicht viele Vertreter. Krebs, Tuberkulosis und Scrophulosis sind mir nicht vorgekommen. Zwei Fälle von Lepra an Vater und Sohn sah ich in einem Dorfe; der andere Sohn war gesund. Syphilis kommt vor, aber selten, in vereinzelten Fällen, in der Nähe der Städte oder Militärposten. Jedenfalls hat diese Krankheit für die Ghiliaken durchaus nicht die Bedeutung, welche sie unter den Eingeborenen Kamtschatka's gewann. An Rheumatismus leiden die Ghiliaken trotz ihrer Abhärtung ziemlich häufig. Zahnschmerz ist selten.

Den Skorbut kennen die Ghiliaken nicht, obgleich die Russen an ihm mehr, als in Europa leiden. Dass diese Krankheit hauptsächlich auf Bodenmiasmen zurückzuführen ist, und zwar sowohl auf ein äusseres aus dem reichlich vertretenen Bruch- und Moorboden stammendes, als auch auf Hausmiasmen, darüber habe ich mich an einem anderen Orte ausgesprochen[1]. Dass nun die Eingeborenen immun

[1] St. Petersburg. Med. Wochenschrift Nr. 2—3, 1882.

bleiben, ist theilweise der Gewohnheit zuzuschreiben, da auch Europäer die erste Zeit am Meisten davon zu leiden haben, ferner aber der zweckmässigeren Bauart der Häuser. Russische Kasernen und Privathäuser stehen auf Gebälk, welches bald in Fäulniss übergeht, unter der Bretterdiele liegt verwesendes Holz und feuchter Boden, der auch im Winter nicht friert, die Häuser sind schlecht ventilirt, und haben häufig einen ausgesprochenen Schimmelgeruch. Das Ghiliakenhaus hat eine feste Diele von gestampftem Lehm, der das Bodenmiasma nicht durchlässt, es hat starke Ventilation und wird häufig von Rauch durchzogen, dessen desinfizirende Eigenschaften dabei vielleicht in Betracht kommen. Die Diät scheint nur in sehr bedingter Weise bei dieser Frage betheiligt.

Eine andere endemische Krankheit, der chronische Magen- und Darmkatarrh, kommt bei den Ghiliaken auch vor, aber relativ selten und vergeht bald. Er wird gewöhnlich von unausstehlich starken Koliken begleitet. Dieser Katarrh ist ebenfalls miasmatischen Ursprungs.

Trotz der fortwährenden Fischdiät leiden die Ghiliaken selten an Bandwurm; auch bei den Russen scheint er hier fasst ausschliesslich aus dem Schweinefleisch zu stammen, die Ghiliaken aber kommen selten zu diesem Fleische.

Bronchialkatarrh kommt häufig vor, und Lungenentzündung scheint die häufigste der schweren akuten Krankheiten der Ghiliaken zu sein. Während einer Keuchhustenepidemie, welche zu meiner Zeit in Nikolajewsk herrschte, litten auch die Kinder der Ghiliakendörfer daran.

Augenkrankheiten kommen seltener vor, als man es erwarten sollte, denn sonst leiden Völker, die in rauchigen Häusern wohnen, sehr häufig daran und haben viele Einäugige und Blinde aufzuweisen. Zwar sind die Ghiliakenhäuser nicht immer voll Rauch, immerhin aber sind sie so rauchig, dass man das relativ seltene Vorkommen dieser Krankheiten theilweise einer grösseren Stumpfheit der Augennerven zuschreiben muss. In der That kann sich jeder, der in einem Ghiliakenhause war, davon überzeugen, dass die Eingeborenen bei solchen Rauchwolken, die einen Europäer sofort hinausjagen, noch ganz ruhig sitzen bleiben. Allerdings kommen auch die Ghiliaken nicht ganz ungestraft davon. Man findet unter ihnen Menschen mit chronischer Bindehautentzündung, Hornhautverdunkelung und Staar. Manche können kein starkes Licht ertragen, was sich besonders im Februar und März zeigt, weil da der, in der Mittagssonne an der Ober-

fläche schon theilweise schmelzende Schnee unerträglich blendet. Solche Leute setzen sich, wenn sie bei Tage ausfahren, Brillen aus geflochtenem Pferdehaar vor die Augen; die Brillen flechten sie selbst. Unter den Ghiliakinnen, die sich viel mit feiner Näharbeit beschäftigen, kommen Kurzsichtige vor.

Theils scheint die Seltenheit der Augenkranheiten hier mit der geringen Verbreitung der miasmatischen und Infektionskrankheiten zusammenzuhängen [1]. Auch die Soldaten leiden hier wenig an den Augen, trotz dem blendenden Schneelicht. Bei der bedeutenden Verbreitung der Sümpfe erklärt sich die Sparsamkeit der miasmatischen und Infektionskrankheiten durch die häufigen Sommerregen, den langen und strengen Winter, endlich durch die schwache Bevölkerung.

Was aber die *fieberhaften Hautkrankheiten* betrifft, welche bei den Russen ebenfalls etwas seltener, als in Europa vorkommen, so sind sie eine wahre Geissel für die Eingeborenen. Ob sie schon vor der Ankunft der Russen bekannt waren, ist schwer zu sagen, man kann aber wenigstens voraussetzen, dass sie seltener vorkamen und die Bevölkerung wieder aufkommen liessen. Hingegen jetzt leiden sie mehr.

Nach mehreren mörderischen Epidemien von Blattern und Masern blieben Lücken, die sich nicht sobald füllen können. Dies eben scheint die Hauptursache der Abnahme der eingeborenen Bevölkerung zu sein.

Die *Nerven-* und *Geisteskrankheiten*, welche bei der europäischen Bevölkerung, hauptsächlich aus Ursachen sozialer Art (Nostolgie, Alkoholismus etc.), häufiger, als in Europa vorkommen, sind bei den Ghiliaken wenig verbreitet. Von Epilepsie hörte ich, über Neuralgien, Paralysen und Idiotismus aber erfuhr ich Nichts. Ein Fall chronischer intermittirender Manie ist mir bekannt. Allerdings wird diese Krankheitsrubrik wachsen, wenn das Branntweintrinken überhand nehmen sollte.

Aeussere Krankheiten, als da sind: Verbrennungen, Erfrierungen, Verrenkungen, Brüche u. s. w., kommen natürlich vor, aber ich sah keinen Fall, wo danach dauernde Beschädigungen zurückgeblieben wären, woraus man schliessen kann, dass die primitiven Heilmittel, im Bündniss mit der energischen Naturkraft, solcher Uebel meist Herr werden.

---

[1] Nur verkapptes Wechselfieber und Skorbut machen eine gewisse Ausnahme.

Chronische Hautkrankheiten kommen ziemlich häufig vor. Die Hauptursache davon ist natürlich die Unreinlichkeit, doch scheint mir, dass auch die fast ausschliessliche Fischdiät daran partizipirt; wenigstens habe ich Menschen gekannt, die nach Fischspeise ein Hautjucken bekamen, was gewissermaassen für deren ätiologische Bedeutung spricht. In Folge von Hautübeln trifft man hier und da auf kahlköpfige Ghiliaken.

Steinkrankheit kommt sowohl bei den Ghiliaken, als bei den Russen des Amurlandes nicht vor, was sich theilweise durch die Weichheit der Gewässer erklärt.

Auch *Kropf* ist unbekannt. Der einzige Fall, den ich dort sah, bezog sich auf eine Dame, welche ihn aus Irkutsk gebracht hatte.

Die *Behandlung der Krankheiten* ist natürlich ganz embrynonal. Am Meisten hofft man von den Kunststücken der Schamanen, da gewöhnlich der Schwarze mit im Spiel ist. Die natürlichen Heilmittel, welche den Schamanen zu Gebote stehen, sind sehr gering an Zahl und werden sorgsam verheimlicht.

Verrenkungen werden durch Ausreckung eingerichtet. Bei Knochenbrüchen werden Schienen gebraucht. Wunden werden häufig ganz offen gelassen und nur mit Wasser gewaschen. Bei Eiterung werden bisweilen auch Stücke vom Lärchenpilzen in die Wunde gelegt. Erfrorene Glieder werden mit geölter oder reiner Baumwolle umwickelt. Bei chronischem Magen- und Darmkatarrh braucht man bittere Kräuter, besonders Wehrmuth als Getränk. Bei starken Kolikanfällen, wie sie bei dieser Krankheit vorkommen, stellen sich die Ghiliaken bisweilen Moxen aus brennendem Schwamm. Rheumatiker baden sich in den, bei dem Dorfe Michil sprudelnden warmen Quellen, welche sich in der That sehr nützlich dagegen bewähren [1]. Bei grossen Epidemien von Masern etc. zerstreuen sich die Ghiliaken bisweilen familienweise in der Taigá.

Ueberhaupt unterwerfen sich die Eingeborenen ungern einer Behandlung. Sie dulden lange und rufen den Schamanen nur im äussersten Falle. An russische Aerzte wenden sie sich sehr selten, halten sie aber auch für Schamanen und zwar für klügere, als die einheimischen.

Von Krankheiten ihres einzigen *Hausthieres*, des Hundes, kann ich nur auf *epidemischen Schnupfen* hinweisen, der bisweilen Verheerungen anrichtet. Was die *Hundswuth* betrifft, so ist bis jetzt kein

[1] Sie haben eine Temperatur von 24° bis 36° R, und gehören zu den indifferenten Thermen.

einziger Fall im Küstengebiet vorgekommen, was vielleicht damit zusammenhängt, dass die Hunde nicht blos bei den Eingeborenen, sondern auch bei vielen Russen systematisch zur Arbeit, d. h. zum Ziehen angehalten werden.

XVIII. Die Sprache.

Eine schriftliche Aufzeichnung der Ghiliakensprache lässt sich am bequemsten in russischen Lettern machen, denn einige Laute werden gerade so, wie bei den Russen, und den Slaven überhaupt ausgesprochen. Die russischen Buchstaben я, ю, ы existiren in der Ghiliakensprache, besonders der Letztere, welcher von dem Westeuropäer weder durch y, noch durch ui ersetzt werden kann, kommt bei den Ghiliaken ziemlich häufig vor und wird gerade so, wie z. B. im russischen Worte былъ ausgesprochen. Der Buchstabe l wird auch, wie bei den Slaven, vor a, u, o und ui[1] und am Ende mancher Worte eigenthümlich voll ausgesprochen, wofür sich in germanischen und romanischen Sprachen kein direkt korrespondirender Laut findet. Die Buchstaben g, k und h oder eigentlich ch kommen in ghiliakischen Wörtern häufig vor und werden unter Andrücken der Zunge mehr an den hintern Gaumen, scharf betont, so dass diese Sprache (wie auch die semitischen) einen eigenthümlich gurgelnden Klang erhalt. Die Konsonanten sind in ihr so stark vertreten, dass sie wohl den Namen einer harten und nicht wohlklingenden verdient. Die Sprache der Golden ist weicher. Das t und tsch, das k und ch gehen oft in einander über, und das ч wird manchmal fast wie sch und wie das französische g ausgesprochen.

Die Sprache der Amurghiliaken vom Meere bis zum Dorfe Bogorodskoje gleicht der der sachalinschen um soviel, dass sich die Leute wenigstens leidlich verständigen können. Aber auch schon sie selbst zeigt einige Abweichungen, welche sogar in benachbarten Dörfern vorkommen. So heisst das Wort «husten» in Kaka: jerert, in Waida aber, welches etwa 1½ d. Meilen von da, auf dem anderen Ufer liegt, — jaat. In dem etwa 100 Werst (gegen 14 d. M.) stromaufwärts liegenden Michil sind die Abweichungen schon zahlreicher. Dort heisst z. B. «Freund» — Napche, «Himmel» — Tle, in Waida und Kaka aber Amgan und tlui; «Guten Tag» wird in Michil schon mit dem goldischen Worte Sarodé bezeichnet. Sogar an einem und demselben Orte werden viele Worte auf verschiedene Weise ausge-

[1] Ich lasse diese zwei Buchstaben für das russische ы gelten, obgleich sie es schlecht wiedergeben.

sprochen; z. B. jtuik (Vater) wird auch wie stuika gebraucht. Andere wieder verändern sich, je nach der Form, in der sie gebraucht werden, so sehr, dass sie nicht zu erkennen sind. Z. B. rufroch heisst «mit dem Bruder», ituikroch «mit dem Vater», hingegen bedeutet igruir «mit ihm» und nigruir «mit mir». Oder:

			(zu mir) (komm)
«komm zu mir»	heisst	nerch viá	
« — dir«	—	tscherch viá	
« — ihm«	—	hodjroch viá	
« — euch«	—	tschingdoch viá	
« — uns»	—	nindoch viá	
« — ihnen«	—	tschengroch viá.	

Oft wird die Präposition ganz ausgelassen (s. unten). Grammatikalische Formen existiren fast keine. Deklinationen gibt es nicht. Die Verba metamorphosiren sich bisweilen so, dass sie schwer zu erkennen sind, doch sind diese Metamorphosen nicht so beständig, dass man daraus feste Regeln ziehen könnte. Es gibt zwar einige Formen für Konjugationen, aber sie bewegen sich in so weiten Grenzen, dass der Willkühr dabei noch Platz bleibt, d. h. man kann so und so sagen. Als Beispiel sei folgendes angeführt:

Geben imuitj [1].

ich gebe	ni imnachtá
du gibst	ti nimuignitj
er (oder sie) gibt	hotj nimuignitj
wir geben	ni oder ning timnachtá
ihr gebet	ti oder ting imnuidljá
sie geben	hotj nimuinuidschá [2]
ich gab	ni imuitj
du gabst	ti imuitj
er gab	hotj imuitj
wir gaben	ni oder ning imuitj
ihr gabt	ti oder ting imuitj
sie gaben	hotj oder hotjgu imuitj
ich werde geben	ni imnachtá
du wirst geben	ti imujá
er wird geben	hotj (oder hotjgu) imuinuitj
wir werden geben	ning imuinuichtá } oder auch
ihr werdet geben	ting imuinuitj } imujá

[1] Das t am Ende der Verba wird weich ausgesprochen, deswegen setze ich das j danach.

[2] Die letzte Silbe wird weich, wie das italienische gia ausgesprochen.

gib	nimujá.
Leben	gumnitj
ich lebe	ni gumnitj
du lebst	ti gumnuitj
er lebt	hotj gumuitj
wir leben	ning gumuitj
ihr lebt	ting gumnuidljá
sie leben	hotj gumnuidschá oder gumnuitji
ich lebte	ni gumurá oder gumnuitj
du lebtest	ti gumnuitj
er lebte	hotj gumnutj
u. s. w.	
ich werde leben	ni umnuigdá
wir werden leben	ning umnuigdá
lebe	gumuja.
Sein	nivinuitj
du warst	ti nivinuitj
er wird sein	hotj nivinuitj
ist	ivrá.
Essen	iftj
wir assen	ning initrjá
ihr asset	ting initrjá
sie assen	hotj initrjá
wir werden essen	ning inuidschá
ihr werdet essen	ting inuidschá
esse	niá.

Aus diesen Beispielen ersieht man, dass 1) die Verba zwar vielfach modifizirt werden, dass es aber 2) schwer ist, in diesen Modifikationen etwas Beständiges für eine bestimmte Zeit, Person und Zahl aufzufinden. Sicherer scheint es, dass es bis jetzt Nichts desgleichen gibt. Wenigstens erhoben meine ghiliakischen Professoren Nichts dagegen, wenn ich ein gewisses Verbum im unbestimmten Modus für alle Modi ausser dem Imperativ, für alle Personen und Zahlen brauchte. Nur der Imperativ scheint immer mit ja, die Betonung auf der letzten Silbe, zu endigen. Dabei werden viele Verba stark abgekürzt oder verändert; z. B, «singen» heisst lunuitj, «singe» lujá; «kommen» prnuidsha[1], «komme» priá; «trinken» ranuitj oder schanuitj, «trinke» jachtajá; «gehen» vinuitj, «gehe» vijá. Der unbestimmte Modus endigt mit wenigen Ausnahmen, mit tj.

[1] Das sch wird hier weich ausgesprochen.

Geschlechter existiren nicht, er und sie ist einerlei. Auch Singular und Plural sind einerlei, nur die Fürwörter machen eine Ausnahme.

Die Präpositionen stehen gewöhnlich nach dem Worte, auf welches sie sich beziehen: z. B. «durch den Wald» pal (Wald) schmui (durch).

Die Adjektiva haben kein Komparativ und Superlativ, statt dessen wird das Wort lele d. h. «sehr» vorgesetzt. Für manche Gegenstände, welche von grösserer oder kleinerer Art sein können, existiren verwandte Benennungen, von denen die des grösseren Gegenstandes die Wiederholung der des kleineren ist: z. B. ein Flüsschen heisst la, ein Fluss pilala.

Ueber die Hausindustrie im Gouvernement Wologda.[1]

Der nachstehende Aufsatz über die Hausindustrie im Gouvernement Wologda schliesst sich ergänzend einer Reihe von Artikeln und Mittheilungen der «Russischen Revue» über die Hausindustrie in Russland an[2]. Die Daten entstammen einer kürzlich von der Gouvernements-Semstwo von Wologda veröffentlichten Broschüre, welche auf Grund von neuerdings gesammelten Nachrichten ein anschauliches Bild der örtlichen Hausindustrie entwirft, indem sie über 18 verschiedene Zweige derselben ziemlich genaue und vollständige Auskunft ertheilt. Wenn wir auch die Richtigkeit der einzelnen Daten nicht verbürgen können, so liegt doch kein Grund vor dieselben anzuzweifeln, da sie mit den bisherigen Forschungen auf diesem Gebiete im Wesentlichen übereinstimmen.

Zur Orientirung im Gebiete der russischen Hausindustrie im Allgemeinen verweisen wir auf die Einleitung des unten angeführten Aufsatzes von C. Gruenwaldt, S. 374—387. Daselbst findet sich in

[1] Правит. Вѣстн., 1883 годъ, Nr. 176, 178.

[2] C. Gruenwaldt: die Hausindustrie in Russland, «Russ. Rev.» Bd. IX, S. 377—400 und 473—490. A. Thun: Ueber die Hausindustrie im Gouvernement Moskau, Bd. XII, S. 497—536. Notizen über ökonomische Verhältnisse im Gouvernement Wjatka, Bd. VII, S. 449—451, und sonst noch passim, namentlich in den «kleinen Mittheilungen».